XVI. Jahrg. Berlin, den 4. Januar 1908. Nr. 14.





Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.
1908.



Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zweiundsechzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1908.

4003

Inhalt.

Bank für Handel und Industrie.

(Darmstädter Bank.)

Bericht über das 55. Geschäftsjahr 1907.

Das Jahr 1907 hat die daran für unser Institut geknüpften Erwartungen nicht erfüllt. Statt der erhofften Erleichterung der Geldmärkte ist im Berichtsjahr die schon seit Ende 1905 bestehende Verteuerung der Geldsätze dauernd fortgeschritten und hat den Diskont der Reichsbank zum Jahresschluß auf den noch nie dagewesenen Satz von 7½ % erhöht. Im Einklang damit stand die Entwickelung des Leihpreises für Geld am offenen Markt. Dieser Zustand, der durch eine schwere wirtschaftliche Krisis in Nordamerika noch erheblich verschärft wurde, hatte eine allgemeine Lähmung der Unternehmungslust, ein starkes Angebot auf dem Effektenmarkt und damit im Zusammenhange scharfe Kursrückgänge zur Folge. Hieraus sind uns nicht unerhebliche Verluste sowohl an unserem freien, wie an dem in Syndikaten gebundenen Effektenbesitz erwachsen; auch fehlten die wesentlichsten Voraussetzungen für eine gewinnbringende Abwickelung der Konsortialengagements.

Wenn angesichts dessen die äußerste Zurückhaltung in dem Eingehen neuer Geschäfte geboten erschien, so konnte sie doch nicht dazu führen, unserer Kundschaft diejenige Hilfe und Unterstützung zu versagen, auf die sie, gerade in schweren Zeiten Anspruch erheben darf. Ferner ließ sich die Erfüllung älterer Verpflichtungen, die auf den vor Beginn des Berichtsjahres bereits eingegangenen Gemeinschaftsgeschäften und unseren dauernden Beteiligungen ruhten oder sich daraus ergaben, nicht vermeiden. Alle diese Momente haben zu einer Erhöhung einzelner Bilanzposten geführt. Wenn somit zum Jahresschluß eine, wenn auch nicht erhebliche Verringerung der Liquidität unseres Status in die Erscheinung getreten ist, so hat doch die größere Geldflüssigkeit, welche das neue Jahr gebracht hat, es bereits gestattet, nach mehreren Richtungen hin Erleichterungen herbeizuführen. Auch darf hervorgehoben werden, daß, wenn nicht wiederum ganz anormale Verhältnisse im neuen Jahre herrschen, die am Jahresschluß vorgenommene niedrige Bewertung unserer Engagements den Ausblick auf ihre gewinnbringende Verwertung bei dem Eintritt besserer Zeitverhältnisse eröffnet.

Das Reinerträgnis des Gewinn- und Verlustkontos ist um über 3 Millionen Mark hinter demjenigen des Vorjahres zurückgeblieben. Dieser Ausfall beruht im wesentlichen auf dem Minderergebnis des Effektenbesitzes und der Finanzoperationen, das in den vorerwähnten Verhältnissen seine Begründung hat. Dagegen weist das Zinsenkonto ein höheres Erträgnis auf. Obwohl das Provisionsertragnis aus dem Effektenkommissionsgeschäft erheblich zurückgegangen ist und nur geringe Provisionen aus Finanzoperationen zu vereinnahmen waren, unterscheidet sich das Ergebnis der Provisionen nicht wesentlich von demjenigen des Vorjahres. Hierin darf ein erfreulicher Beweis für die günstige Entwickelung unseres Konto-Korrent-Geschäftes erblickt werden. Die in diesem erlittenen Verluste, von denen auch wir in einem Jahr, wie dem verflossenen, nicht völlig verschont geblieben sind, haben sich in mäßigen Grenzen bewegt und sind zur Abschreibung gelangt.

Die Banken, an denen wir dauernd beteiligt sind, haben auch im verflossenen Jahre zufriedenstellend gearbeitet und gleiche Erträgnisse geliefert. Der nicht bedeutende Rückgang des Erträgnisses der entsprechenden Position des Gewinn- und Verlustkontos rührt hauptsächlich aus dem Wegfall einer Kommanditbeteiligung und dem Mindererge᷊nis einer anderen her.

Den Niederlassungen der Bank sind die Zweigniederlassungen in Neustadt (Haardt) und in Landau (Pfalz) — seither Kommandite Neustadt — sowie in Freiburg (Breisgau) hinzugetreten. An die Filiale in Stettin ist eine weitere Depositenkasse in Prenzlau angegliedert worden. Unsere Depositenkassen in Berlin haben wir um weitere drei vermehrt, so daß ihre Gesamtzahl jetzt 21 beträgt. Bei all diesen Vorgängen handelt es sich um die Verwirklichung von schon länger schwebenden und vorbereiteten Plänen. Unser Institut hatte am Schluß des Berichtsjahres Niederlassungen in Berlin, Darmstadt, Frankfurt a. M., Cottbus, Forst, Frankfurt a. O., Freiburg, Gießen, Greifswald, Guben, Halle, Hannover, Lahr, Landau, Leipzig, Neustadt, Offenbach, Prenzlau, Stargard, Stettin, Spremberg und Straßburg.

Der Erweiterungsbau der Abteilung Berlin ist im Rohbau vollendet worden; die äußere und innere Ausgestaltung schreitet rüstig fort; die neuen Räume sollen zum Herbst dieses Jahres bezogen werden.

Nach vorsichtiger Bilanzierung schlagen wir der Generalversammlung die Verteilung einer Dividende von 6 % vor, wobei sich folgende Rechnung ergibt:

Der Bruttogewinn beläuft sich (inkl. des Vortrages von ℳ 320 358. 99 aus dem Jahre 1906) auf		ℳ 17 826 613. 67
davon ab:		
a) Handlungsunkosten (einschließlich der Tantièmen an den Vorstand und die Oberbeamten)	ℳ 5 710 926. 74	
b) Steuern	„ 917 802. 56	
c) Zuwendungen an die Beamten, den Pensionsfonds, sowie für wohltätige Zwecke	„ 977 602. 99	„ 7 606 332. 29
		ℳ 10 220 281. 38
Abschreibung auf Immobilien und Mobilien		„ 419 700. 92
	bleiben	ℳ 9 800 580. 46

davon sind zu zahlen die statutenmäßigen Tantièmen für den Aufsichtsrat (7 % der ℳ 3 080 000.— betragenden Superdividende) ..... „ 215 600. —
verbleibt ein Überschuß von .... ℳ 9 584 980. 46
aus welchem die beantragte Dividende von 6 % zu entnehmen ist mit.. „ 9 240 000. —
während der Rest von .... ℳ 344 980. 46
auf neue Rechnung übergeht.

Es würden sonach ℳ 60.— auf die Aktien von ℳ 1000.— und ℳ 25.71 auf die Aktien von fl. 250.— zur Verteilung kommen.

Zu einzelnen Posten unserer Bilanz haben wir noch folgende Erläuterungen zu geben:

I. Grundkapital und Reserven.

Das Grundkapital setzte sich am Anfang des Berichtsjahres zusammen aus 5460 Stück Aktien à fl. 250.— = nom. ℳ 2 340 000.— und aus 151 660 Stück Aktien à ℳ 1000.— = nom. ℳ 151 660 000.—. Im Jahre 1907 haben Inhaber von alten Guldenaktien von der Befugnis, dieselben in Aktien à ℳ 1000.— umzutauschen, zu einem Betrage von 189 Stück = nom. ℳ 81 000.— Gebrauch gemacht.

Das gesamte Grundkapital bestand sonach Ende 1907 aus:

5 271	Aktien à fl. 250.—	= nom. ℳ	2 259 000. —
151 741	„ à ℳ 1000.—	= „ „	151 741 000. —
		zusammen nom. ℳ	154 000 000. —

Die Reserven unseres Instituts stellen sich per 31. Dezember 1907 wie folgt:

1. Die Allgemeine Reserve (gesetzliche Reserve, gemäß § 262 H.-G.-B.) beziffert sich auf	ℳ	19 000 000. —
2. Die Besondere Reserve (früher Hauptreserve) beträgt	„	10 500 000. —
	zusammen ℳ	29 500 000. —

II. Effekten-Bestände.

Am 31. Dezember 1907 enthielt der Effektenbestand in den einzelnen Hauptrubriken:

A. Börsengängige Wertpapiere.

I.	Deutsche Staats- und Gemeinde-Schuldverschreibungen, Eisenbahn-Obligationen und Hypotheken-Pfandbriefe (in 128 Gattungen)	ℳ	10 216 626. 63
II.	Außerdeutsche Staats- und Kommunal-Anleihen, Eisenbahn-Prioritäten und Obligationen deutscher industrieller Unternehmungen (in 82 Gattungen)	„	7 972 981. 34
III.	a) Aktien deutscher und außerdeutscher Bahnen und Dampfschiffahrts-Gesellschaften (in 26 Gattungen)	„	13 333 505. 50
	b) Aktien deutscher und außerdeutscher Industrie-, Versicherungs- und Bergwerks-Gesellschaften (in 80 Gattungen)	„	6 616 237. 69
IV.	Bank-Aktien (in 27 Gattungen)	„	4 136 569. 30
V.	Diverse Bestände (in 69 Gattungen)	„	1 537 116. 72
		ℳ	43 813 037. 18

B. Nicht börsenmässig notierte Wertpapiere.

(109 Gattungen), welche zu Buch stehen mit .... ℳ 6 290 027. 84

III. Darlehen und Ausstände.

Den in den Kontokorrent-Engagements etwa liegenden Risiken stehen angemessene Reserven gegenüber.

IV. Finanzoperationen.

Die unter dieserRubrik gebuchten Engagements sind vorsichtig bilanziert; etwaigen dennoch vorhandenen Risiken ist durch entsprechende Rückstellungen Rechnung getragen.

Von den vor dem Jahre 1907 eingegangenen Geschäften sind u. a. die folgenden abgewickelt und die darauf bis zum Schlusse des Jahres 1907 zur Ausschüttung gelangten Gewinne verrechnet worden:

4 % Japanische Staats-Anleihe, 4 % unifizierte Ottomanische Staats-Anleihe von 1904 Ser. II, Stammaktien der Zellstofffabrik Tilsit A. G., Aktien der Hohenlohe-Werke Aktiengesellschaft, Aktien der Deutsch-Asiatischen Bank, Neue Aktien von 1906 der „Phönix" Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb, Aktien der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft, Aktien des Norddeutschen Lloyd, Neue Aktien der Württembergischen Vereinsbank, der Amsterdamschen Bank, der Chemischen Fabrik Griesheim-Elektron und Aktien der Berg- und Metallbank A.-G.

Das Engagement beim Peru-Guano-Syndikat ist seit langen Jahren durch Rücklagen vollständig gedeckt.

Die größeren Finanzoperationen, an denen wir uns im Jahre 1907 durch Übernahme oder Beteiligung interessiert haben, sind im wesentlichen die nachstehenden:

4 % Deutsche Reichs- und 4 % Preußische Staatsschatzanweisungen, 4 % Bayerische Staats-Anleihe von 1907, Württembergische Schatzanweisungen, 4 % Württembergische Staatsanleihe von 1907, 4 % Hamburger Staatsanleihe von 1907, 4½ % Bulgarische Anleihe von 1907, 4½ % steuerfreie Siamesische Sterling-Anleihe von 1907.

4 % Pfälzische Eisenbahn-Prioritäten, 4 % Teltower Kreis-Anleihe, 4 % Obligationen der Hannoverschen Landeskreditanstalt, 3½ % Berliner Stadtsynode-Anleihe.

4 % Anleihen der Städte Cassel, Danzig, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hagen i. W., Heidelberg, Königsberg i. Pr., Mannheim, Neumünster, Offenbach a. M., Posen, Schöneberg und Straßburg i. Elsaß.

4 % Hypotheken-Pfandbriefe vom Jahre 1907 der Preußischen Hypotheken-Aktien-Bank. 4 % Pfandbriefe der Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft Ser. I/II.

4½ % Obligationen der Mainzer Aktien-Bierbrauerei, der Württembergischen Kattunmanufaktur, 5 % Obligationen der Deutsch-Überseeischen Elektrizitäts-Gesellschaft Serie III, 4 % Prioritäts-Obligationen der Aktien-Gesellschaft der Wiener Lokalbahnen II. Em., 4½ % Obligationen der Oesterreichischen Siemens-Schuckert-Werke.

4½ % Obligationen und neue Aktien von 1907 der „Phönix“, Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb.

Neue Aktien der Süddeutschen Eisenbahn-Gesellschaft, der Deutschen Gold- und Silber-Scheide-Anstalt vorm. Rössler, Aktien der Lech-Elektrizitätswerke Aktiengesellschaft, Neue Vorzugs-Aktien der Gebrüder Stollwerck Aktien-Gesellschaft, Neue Aktien der Norddeutschen Wollkämmerei und Kammgarn-Spinnerei, der Berlin-Gubener Hutfabrik A.-G. vorm. H. Cohn, der Großen Leipziger Straßenbahn, der Hannoverschen Papierfabriken Alfeld Gronau vorm. Gebr. Woge.

Aktien des Crédit Anversois Société Anonyme in Antwerpen, Neue Aktien der Wechselstuben-Aktien-Gesellschaft „Mercur“, der Russischen Bank für auswärtigen Handel, der Ungarischen Allgemeinen Kreditbank.

4½ % Vorzugs-Aktien der Berliner Elektrizitäts-Werke, Vorzugs-Aktien der Zellstofffabrik Tilsit A.-G., Aktien der Schwedischen Emissions-Aktiengesellschaft, der Immobilien-Verkehrsbank, der „Industrie“ Versicherungs-Aktiengesellschaft, der Société Agricole de Kafr-el-Dawar, der Compagnie Générale des Tramways de Buenos-Aires.

V. Dauernde Beteiligung an Banken u. Bankgeschäften.

Die unter obiger Überschrift laufenden Engagements bezifferten sich Ende 1907 auf:

ℳ 29 310 070. 30 Aktien von Banken
„ 4 508 547. 30 Kommanditistische Beteiligung bei Bankgeschäften
ℳ 33 818 617. 60.

Die auf diesem Konto ausgewiesenen Gewinne verteilen sich

1.	auf unseren Besitz an Aktien mit	ℳ	1 478 321. 73
2.	auf unsere Kommandit-Beteiligungen mit	„	292 020. 10
	zusammen	ℳ	1 770 341. 83

VI. Immobilien und Mobilien.

Das Immobilien- und Mobilien-Konto setzt sich derzeit zusammen wie folgt:

1.	Mobilien in Darmstadt und Berlin	ℳ	1. —
2.	unser Bankgebäude in Darmstadt inkl. Terrain	„	1 358 272. 14
3.	unsere Bankgebäude in Berlin, Schinkelplatz 1—4	„	8 329 218. 62
4.	unser Gebäude in Berlin, Behrenstraße 48	„	1 800 000. —
5.	unser Bankgebäude in Frankfurt a. M.	„	1 296 032. 51
6.	unser Bankgebäude in Hannover	„	1 559 439. 86
7.	unser Geschäftshaus in Halle a. S.	„	210 000. —
8.	unser Geschäftshaus in Gießen	„	135 000. —
9.	unser Geschäftshaus in Frankfurt a. O.	„	90 000. —
10.	unser Geschäftshaus in Lahr (Baden)	„	90 000. —
11.	unser früheres Geschäftshaus in Mainz	„	159 140. 13
12.	Mobiliar und Einrichtung unserer Zweigniederlassungen abzüglich Abschreibungen hierauf bis Ende 1906	„	374 414. 29
		ℳ	15 401 518. 55

Hiervon sind zu kürzen:

1. die seitherigen Abschreibungen auf Immobilien ℳ 3 505 419. 63
2. die Abschreibungen pro 1907
   auf Immobilien .... ℳ 300 000. —
   auf Mobilien u. Einrichtung „ 119 700. 92 „ 419 700. 92 „ 3 925 120. 55

so daß das Konto der Immobilien und Mobilien in der vorliegenden Bilanz mit .... ℳ 11 476 398. — figuriert.

Die Direktion.

Durch die von uns bestellte Kommission ist die in den Anlagen des gegenwärtigen Berichts wiedergegebene Bilanz, sowie die Gewinn- und Verlust-Rechnung des Instituts eingehend geprüft worden; wir finden gegen dieselben nichts zu erinnern und erklären uns mit dem vorstehenden Bericht der Direktion, welchem wir nichts hinzuzufügen haben, in allen Teilen einverstanden.

Der Aufsichtsrat.

Kaempf,
Vorsitzender.



Berlin, den 4. Januar 1908.

Ein Branntweinmonopol?

Vor einigen Monaten brachte das Berliner Tageblatt die Nachricht, die Regierung habe sich über die Grundzüge wie über alle Einzelheiten einer Branntweinmonopolvorlage „mit den Agrariern geeinigt“; die Vorlage werde dem Reichstag schon in dieser Session zugehen. Richtig war daran nur, daß die Regierung die Grundzüge für einen möglichst schnell zu verwirklichenden Monopolplan entworfen hatte; aber nicht „in Uebereinstimmung mit den Agrariern“, sondern (vermuthlich) nur in Uebereinstimmung mit dem Finanzbedürfniß des Reiches und mit einigen alten Lieblingwünschen des linken Blockflügels. Die falsche Meldung, das Projekt sei agrarischen Wünschen angepaßt, hatte wohl den doppelten Zweck: in unkundigen Kreisen der Rechten dem Plan Sympathien zu schaffen und zugleich auf der linken Seite den Gegensatz etwas zu verhüllen, der hier zwischen der bisher prinzipiellen Ablehnung jedes Monopolgedankens und der nun plötzlich gewährten Mitarbeit an der Verwirklichung eines wichtigen Monopols offenbar gegeben sein würde. Bald las man auch in liberalen Zeitungen, trotz aller grundsätzlichen Gegnerschaft gegen Monopole müsse man zugeben, daß ein Staatsmonopol Vorzüge vor dem bestehenden Privatmonopol der Spirituscentrale haben könne.

Vor Weihnachten kam die Meldung, dem Bundesrath sei vom Reichskanzler eine Vorlage über die Einführung eines Reichsbranntweinmonopols zugegangen. Man hat keinen Anlaß, die Richtigkeit dieser Meldung zu bezweifeln. Aber allen Anlaß, nun deutlich zu sagen: Den agrarischen Interessen kann heute ein Branntwein-Staatsmonopol nicht entsprechen. Die Landwirthschaft hat ein Interesse an der Einführung eines Spiritusmonopols nur so lange gehabt und nur so lange bekundet, wie der Spiritushandel vollkommen dem Einfluß der Börse unterlag, deren fast stets willkürliches Preisdik-

tat jede Vorausberechnung des Brenners umstieß und damit jede fürsorgliche wirthschaftlich-technische Disposition in den Brennereiwirthschaften unmöglich machte. Solchem Chaos wäre eine selbst drückende Bindung des Gewerbes durch ein Staatsmonopol immer noch vorzuziehen gewesen. Dieses Argument ist aber ganz weggefallen, seit das deutsche Brennereigewerbe durch freiwilligen Zusammenschluß in der Spirituscentrale eine vollkommene Ordnung der Produktion wie des Absatzes sich selbst geschaffen hat, mit allen Vorzügen, die ein Staatsmonopol nur immer haben könnte, und unter Vermeidung aller Nachtheile, die jedes Staatsmonopol stets haben müßte.

Jede im agrarischen Sinn zweckmäßige Gestaltung der Existenzbedingungen des deutschen Brennereigewerbes erfordert die Erfüllung zweier Grundforderungen. Erstens: der Brennereibetrieb muß den Charakter eines landwirthschaftlichen Hilfsgewerbes behalten. Er muß sich also auf eine möglichst große Zahl mittlerer und kleiner Betriebsstellen vertheilen, in denen selbstgewonnene Rohstoffe zu dem wirthschaftlichen Zweck verarbeitet werden, die daraus resultierenden Futtermassen in der eigenen Viehwirthschaft zu verwerthen und die so sich ergebenden Dungstoffe dem Felde wieder zuzuführen. Nur diese wirthschaftlich-technische Organisation des Brennereigewerbes läßt den landeskulturellen Zweck dieses Betriebszweiges überhaupt erfüllen. Heute vertheilt sich das deutsche Brennereigewerbe auf rund siebenzigtausend Betriebsstellen, von denen kaum tausend nicht landwirthschaftliche, rein gewerbliche Betriebe sind. Den vollkommenen Gegensatz hierzu bildet die Entwickelung des Brennereigewerbes in England. Dort sind, unter der Wirkung einer das Landeskulturinteresse vernachlässigenden, nur auf das Erwerbsinteresse gerichteten Gesetzgebung, die früheren Tausende landwirthschaftlicher Brennereien vollkommen verschwunden; nur wenige Dutzend rein gewerblicher Brennereibetriebe größten Umfangs stellen dort aus importirten Rohstoffen Branntwein her und die Rückstände können, wegen der durch die Verfrachtung entstehenden Kosten, die im Landeskulturinteresse erwünschte Verwendung zu Futter und Dünger nicht finden. Zweitens: der Spiritusabsatz muß so organisirt werden, daß eine möglichst starke und anhaltende Steigerung der Produktion erzielt wird, zu dem Zweck, den Anbau der Kartoffel auf den leichteren Bodenarten Deutschlands nach Möglichkeit zu forciren. In den in landwirthschaftlichen Fragen ja fast nur laienhaft urtheilenden liberalen Blättern kann man oft lesen, das Brennereigewerbe raube dem Volk das Brot; wie viel Getreide könnte auf den jetzt dem Kartoffelbau dienenden Ackerflächen erzeugt werden! Technische Thatsache ist: es giebt auf allen Bodenarten Deutschlands kein besseres Mittel, die Getreide- und die Fleischproduktion zu steigern, als den Hackfruchtbau; und die dafür gegebene Frucht ist auf besserem Boden die Rübe, auf leichterem Boden die Kartoffel. In Zahlen kann man Das etwa so ausdrücken: wenn hundert Hektar Ackerland, dauernd

mit Getreide bestellt, hundert Tonnen Getreide jährlich liefern, dann wird man nach Einführung eines regelrechten Wechsels von einem Drittel Hackfrucht und zwei Dritteln Getreide von der gleichen Gesammtfläche sicher hundertfünfzig Tonnen Getreide ernten, daneben aus den gewerblichen Rückständen der Hackfrucht (Schnitzel oder Schlempe) noch fünzig Centner Fleisch erzeugen können. Wenn nun die Getreidepreise und die Viehpreise so hoch wären, daß die aus dieser technischen Produktionsteigerung fließende Einnahme für sich allein bereits die (sehr hohen) Kosten des Hackfruchtbaues decken könnten, dann gäbe es weder eine Zuckerpreisfrage noch eine Brennereifrage. Aber die naturale Produktionsteigerung deckt beim gegebenen Getreide- und Viehpreis nur einen kleinen Theil der Produktionkosten der Hackfrucht; der Haupttheil muß im Zucker- und Spirituspreis wieder eingebracht werden.

Nun ist es (was hier nicht weiter begründet zu werden braucht) aus sozialen Gründen nicht erwünscht, die landeskulturell dringend nöthige Ausdehnung des Kartoffelbaues durch eine Steigerung des Branntwein-Trinkverbrauches herbeizuführen; alle Bestrebungen der Landwirthschaft richten sich lediglich auf die Steigerung des Spiritusverbrauches für technische Zwecke (Beleuchtung, Kraftbetriebe). In der Konkurrenz gegen Petroleum und Kohle liegt die Zukunft des deutschen Kartoffelbaues und Brennereigewerbes. Mit welchem Erfolg das deutsche Brennereigewerbe diesen Kampf aufgenommen hat, seit es sich in der Spirituscentrale ein Privatmonopol schuf, lehren ein paar Zahlen. Im dreijährigen Durchschnitt vor der Begründung der Centrale betrug die deutsche Spiritusproduktion jährlich $3^1/_3$ Millionen Hektoliter, dagegen im Betriebsjahr 1905/6 schon $4^1/_3$ Millionen. Davon entfielen auf den Verbrauch an Trinkbranntwein früher (bei 53 Millionen Bevölkerung) 2,3 Millionen Hektoliter, jetzt (bei 61 Millionen Bevölkerung) auch nur 2,3 Millionen Hektoliter. Dagegen wurde der Spiritusverbrauch für Licht und Kraft von 0,8 auf $1^1/_2$ Millionen Hektoliter gesteigert. Während also der Trinkverbrauch von 4,3 auf 3,8 Liter pro Kopf der jeweiligen Bevölkerung gesenkt wurde, stieg der gewerbliche Verbrauch von 1,6 auf 2,4 Liter pro Kopf. Zum Vergleich sei bemerkt: der deutsche Petroleumverbrauch beträgt 17 Liter pro Kopf; gelänge es, durch die Unterstützung einer zweckmäßigen nationalwirthschaftlichen Gesetzgebung dem fremden Petroleum auch nur die Hälfte seines heutigen Marktes durch den deutschen Spiritus zu entreißen, dann würde zwar Herr Rockefeller klagen, aber für viele Tausende neuer landwirthschaftlicher Brennereien wäre Raum in Deutschland geschaffen und auf Millionen Hektaren deutschen Ackerlandes könnte eine blühende Bodenkultur entstehen.

Kein Staatsmonopol konn dem deutschen Brennereigewerbe Das bieten, was es sich heute aus eigener Kraft errungen hat: die völlige, unbeschränkte Selbstbestimmung darüber, welcher Preis für den Spiritus zu zahlen sei, um

1*

die unter Berücksichtigung aller Interessen erwünschte und nothwendige Produktionmenge zu erzielen; ferner: wie der Preis für Trinkbranntwein und für gewerblichen Spiritus zu differenziren sei, um dem Gesammtabsatz stets steigend die Richtung nach der letzten Seite hin zu geben. Die staatliche Monopolverwaltung mag sich alle Mühe geben: immer wird der monopolistische Hauptzweck der Erzielung hoher Ueberschüsse störend in den Weg treten und nie wird das amtliche Diktat in diesen Dingen beim davon betroffenen Gewerbe die selbe Befriedigung wirken können wie das heute darin uns gegebene völlig freie Selbstbestimmungrecht.

Endlich: ein Staatsmonopol, das den Liberalen gefallen soll, kann das ihrer sachkundigen Erwägung verschlossene Gebiet der landeskulturellen Bedeutung des landwirthschaftlichen Brennereibetriebes nicht berücksichtigen, muß vielmehr von der liberalen Meinung ausgehen, daß der rein gewerbliche Betrieb die selben Rechte genießen solle wie der landwirthschaftlich-technische Betrieb. Der wirthschaftlich liberalen Auffassung ist der alleinige Zweck des Brennereibetriebes die Herstellung von Branntwein. Ob Das in einer Brennerei größten Umfanges geschieht, die nur billige ausländische Rohstoffe (Mais u. s. w.) verarbeitet und die unverwerthbaren Rückstände in den Fluß laufen läßt, oder in einer landwirthschaftlichen Brennerei, die den Rohstoff dem heimischen Boden entnimmt, dieser Erde die Rückstände wieder zuführt und durch Beides die heimische Bodenkultur steigert: Das ist der asphaltliberalen Auffassung das Selbe; und darum wird sie einem Staatsmonopol nur dann zustimmen, wenn es die jetzt dem landwirthschaftlichen Brennereibetrieb durch die Gesetzgebung verbürgte Sonderstellung beseitigt und den Weg für die Entwickelung des Brennereigewerbes nach englischem Vorbilde freimacht.

Das neue Monopolprojekt ist nicht agrarischen Wünschen entsprungen. Bleibt die Wahrscheinlichkeit, daß es dem Finanzinteresse des Reiches, und die Möglichkeit, daß es zugleich einigen Lieblingwünschen der Linken entsprungen sei. Daß in diesem Falle zugleich die Möglichkeit gegeben sein sollte, die nicht entbehrliche Zustimmung der Rechten zu einer solchen Vorlage zu gewinnen, muß bestritten werden. Ist aber der Entwurf nur vom Reichsfinanzinteresse diktirt, dessen Dringlichkeit die Rechte stets klarer erkannt hat als die Linke, und hat die Regirung ihren Entwurf so gestaltet, daß die selben sachlichen Ziele unter dem Staatsmonopol nicht wesentlich schwerer erreichbar wären als unter dem Privatmonopol, dann ists wohl möglich, daß auf der Rechten allgemeinpolitische Erwägungen über einen Rest von Bedenken hinweghelfen. Der Enthüllung des Geheimnisses, das den Wortlaut des Entwurfes heute noch umgiebt, sehen die Landwirthe in begreiflicher Spannung entgegen.

Edmund Klapper.

Neusprachlicher Unterricht.*)

Die letzten Jahre haben uns auf dem Gebiete des höheren Schulwesens eine wichtige Neuerung gebracht: die Gleichstellung der Oberrealschulen mit den übrigen neunklassigen Lehranstalten, die Verleihung des Rechtes an ihre Abiturienten, sich auf der Universität nicht nur dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften, sondern auch dem der übrigen Universitätfächer zu widmen. Die von den Oberrealschulen ihren Schülern gewährte Vorbildung, die bisher nur eine beschränkte Geltung und ein geringeres Ansehen genossen hatte, wurde von den deutschen Regirungen durch diese Maßregel als gleichwerthig mit der von den Gymnasien und Realgymnasien überlieferten anerkannt und als ausreichend, um als Grundlage für das Fachstudium des künftigen Juristen, Medizinners, Philologen und Historikers auf der Universität zu dienen. Nicht zu verkennen ist, daß auch die Erwägung hierbei mitspielte, der in den Naturwissenschaften und den neueren Sprachen tüchtig beschlagene Beamte werde sich manchen Anforderungen seines späteren Berufes besser gewachsen zeigen als der ihnen oft hilflos gegenüberstehende ehemalige Gymnasiast, ferner werde der Mediziner durch eine solche Vorbildung zu einem erfolgreicheren Studium seiner Wissenschaft befähigt und schließlich werde bei dem Philologen und Historiker der Zwang der Verhältnisse dahin wirken, daß er sich eine gute Kenntniß in den alten Sprachen schon von selbst aneignen werde, so daß der Unterschied in der Vorbildung zwischen ihm und dem ehemaligen Gymnasiasten dadurch einigermaßen ausgeglichen würde. Das hinderte aber nicht, daß Absicht und Ziel dieser Maßregel war, die Oberrealschulen als gleichwerthige Bildunganstalten neben den humanistischen und den Realgymnasien anzuerkennen, bei aller Ver-

*) Dieser Vortrag war schon Monate lang für die romanisch-englische Sektion der basler Philologenversammlung angekündigt, als ich aus den gedruckten Programmen erfuhr, daß für eine allgemeine Sitzung vier Parallelvorträge über Universität und Schule, insbesondere über die Ausbildung der Lehramtskandidaten, in Aussicht genommen waren. Professor Klein aus Göttingen sprach über Mathematik und Naturwissenschaft, Professor Wendland aus Breslau über Alterthumswissenschaft, Professor Brandl aus Berlin über neuere Sprachen, Professor Adolf Harnack über Geschichte und Religion. Nach dem Anhören des Vortrages von Brandl, dessen Thema sich mit dem meinen ja beinahe deckte, glaubte ich, meinen Vortrag doch noch halten zu sollen, weil unser Beider Standpunkte ziemlich verschieden waren und bei mir besonders eine Seite des Gegenstandes behandelt wurde, die bei Brandl mehr zurücktrat: die Frage nach dem Bildungwerth des neusprachlichen Unterrichtes in der Schule, dessen Bedürfnissen der akademische Unterricht doch Rechnung tragen müsse.

chiedenartigkeit des behandelten Stoffes und der Lehrziele die Gesammtheit der Leistungen eines Oberrealschulabiturienten der eines Gymnasialabiturienten gleichzustellen. Das heißt also: die geistige Schulung und Förderung, die man von der gründlichen Beschäftigung mit der Sprache, Literatur und Kultur der Griechen und Römer erwartete, sollte hier verbürgt werden durch die nachhaltigere Beschäftigung mit Mathemathik und Naturwissenschaften und den stärkeren Betrieb der neueren Sprachen, wobei der größere Werth dieser Fächer für das Leben und den späteren Beruf doch auch in Betracht kam. An dieser Maßregel, die für uns Neusprachler in mehrfacher Hinsicht von Wichtigkeit ist (zum Beispiel: auch dadurch, daß sie den akademischen Unterricht wesentlich erschwert, indem sie den Hochschullehrer einer Anzahl Schüler gegenübergestellt, bei denen er nur ganz dürftige Kenntnisse in dem doch unerläßlichen Latein voraussetzen darf), interessirt uns hier vor Allem, daß sie die Oberrealschulen von bloßen Fachschulen, die hauptsächlich für technische Berufe vorbereiten, zum Rang wirklicher Bildungschulen erhob, Vermittlerinnen einer Bildung, die, zum Theil wenigstens, durch die Beschäftigung mit den neueren Sprachen, mit Französisch und Englisch, erzielt werden sollte. Diese Thatsache nun, daß der Bildungwerth des neusprachlichen Unterrichtes auf den Oberrealschulen anerkannt wurde, legt diesen Anstalten aber auch die Pflicht auf, ihm erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden und dafür zu sorgen, daß er der Aufgabe, deren Erfüllung man von ihm erwartet, auch wirklich gerecht werde.

Mir scheint nun, daß die ihm zugedachte Aufgabe nicht überall in voller Klarheit erkannt wird. Der Zehnte Neuphilologentag in Breslau (1902) hatte den Leitsatz aufgestellt, „die Lecture im Unterricht der neueren Fremdsprachen habe neben der sprachlichen Ausbildung die Aufgabe, den Schülern ein Volksbild zu überliefern, das seine Züge aus der Geographie, der Geschichte, der Literatur, dem sozialen, wirthschaftlichen und politischen Leben des fremden Volkes nehme." Für die Schulpraxis mußte Das die Wirkung haben, daß die Lecture der großen Autoren zu Gunsten solcher zurücktrat, die diesem Zweck besser dienstbar gemacht werden konnten, und da man das Ziel, den Schülern ein Bild von dem Leben des französischen und englischen Volkes in der Gegenwart zu überliefern, auf diesem Wege doch nicht ganz erreichen konnte, forderte man daneben noch einen freien Sachunterricht in der fremden Sprache, der die Geschichte, Politik, Verfassung, Verwaltung, Heer, Flotte, Industrie, Handel und Verkehr, Gliederung der Gesellschaft und Aehnliches behandeln sollte.*) Ganz abgesehen davon, daß der neusprachliche Lehrer nur selten über genügende historische, verfassungsgeschichtliche und volkswirthschaftliche Kenntnisse verfügt, um über

*) Siehe den Vortrag des Dr. Löwisch aus Eisenach über „Die literarische, politische und wirthschaftliche Kultur Frankreichs in unserer französischen Klassenlecture" in den Verhandlungen des kölner Neuphilologentages. (Köln, Paul Neubner, 1905.)

die in Betracht kommenden Erscheinungen mit Sachkenntniß und Urtheil zu sprechen, begegnet der auf das vielgerühmte „Volksbild" hinarbeitende Sprachunterricht hauptsächlich dem Bedenken, daß er nur mit dem äußeren Leben des Volkes bekannt macht, mit Dem, was sich von ihm auf der Oberfläche zeigt, daß er aber einen anderen Weg vernachlässigt, der uns tiefer in dessen Wesen einführt und die Regungen der Volksseele selbst kennen lehrt, nämlich die Beschäftigung mit der fremden Sprache, wo diese sich in ihrer höchsten Kraft und in ihrem größten Reichthum zeigt: in den Meisterwerken der Dichtung und Prosa, die darin abgefaßt sind. Es sei mir gestattet, mich hier auf einen Gewährsmann zu berufen, auf den ich mich früher schon einmal in einer solchen Erörterung gestützt habe, auf Wilhelm von Humboldt, dessen Ansehen den folgenden Bemerkungen vielleicht mehr Beachtung zu schaffen vermag, als sie bei den jetzt herrschenden Strömungen sonst wohl finden würden. Humboldt hat in seinen tiefsinnigen Untersuchungen des Zusammenhanges zwischen der Ausbildung der Sprache und der der Geisteskraft eines Volkes und über den Parallelismus im Fortschritt Beider einmal den Ausspruch gethan: „Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können ... Die Sprache ist gleichsam die äußere Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich Beide nie identisch genug denken." (Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues § 7.) Die Sprache bezeichnet ja nicht den Gegenstand an sich, sondern den Gegenstand, wie er wahrgenommen wird, also mit einer subjektiven Färbung; da nun aber auf die Sprache in der selben Nation eine gleichartige Subjektivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Wie das einzelne Wort zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. „Der Mensch", in dieses tiefe Wort faßt Humboldt seine Ansicht zusammen, „lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch den selben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in sie ein und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus welchem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer anderen hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltbetrachtung sein und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad." (§ 9). Humboldt sieht also den Werth des Erlernens einer fremden Sprache in dem Zwang, den es auf uns ausübt, aus unserer eigenen Subjektivität herauszutreten und in eine fremde einzudringen.

In den eben angeführten Sätzen denkt Humboldt vor Allem an die subjektive Färbung, die die einzelnen Ausdrücke einer Sprache, ja, diese Sprache überhaupt zum Unterschied von einer anderen aufweist. Eine außerordentliche Wichtigkeit mißt er daneben auch der Verschiedenheit im inneren Bau der einzelnen Sprachen bei, vermöge deren die eine Sprache sich zum Ausdruck eines Gedankens ganz anderer Mittel als eine andere bedienen muß. Es herrscht wohl kaum ein Streit darüber, daß das Erlernen einer fremden Sprache wahrhaft bildend und schulend für den Geist nur dann wirkt, wenn man in ihr bis dahin vordringt, wo die Wurzeln ihrer Verschiedenheit von anderen Sprachen liegen, wo sich in ihrem Bau und ganzen Charakter, im Reichthum oder in der Armuth an Worten für bestimmte Begriffsgruppen, namentlich auch im Umfang und in der Färbung der einzelnen Worte die Geisteseigenthümlichkeit des Volkes, seine Subjektivität offenbart. Das geschieht aber gerade in der großen Literatur, möge sie dichterisch oder prosaisch sein, am Meisten natürlich in den Werken des Dichters, aber auch in denen des Philosophen, falls sie sich nicht ausschließlich an den Verstand wenden, sondern den ganzen inneren Menschen, Phantasie, Gemüth und Verstand beschäftigen wollen, wie etwa die Platos.

Es giebt nun aber auch Verwendungen der Sprache, wo die Stimmung des Redenden und des Hörenden durchaus hiervon verschieden ist und Gemüth und Phantasie ganz zurücktreten. Das geschieht, zum Beispiel, in der Sprache der Wissenschaft, wo die Worte zu nackten Begriffen ohne Fleisch, Blut und Leben geworden sind, in der Sprache der Technik, in der Sprache der Geschäfte und des Verkehrs, überall da, wo es sich um Verständigung und sachliche Mittheilung, Bezeichnung äußerer Bedürfnisse und Aehnliches handelt. „Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts als den bezeichneten Stamm bei dem Wort; ganz anders aber ist es, wenn das Selbe, auch ohne Beiwort und Zusatz, in einer Naturschilderung oder einem Gedicht erscheint. Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt den selben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung." (§ 20). Der selbe Unterschied waltet ob, wenn wir in einem Möbelgeschäft von einem Sessel sprechen (der ist für uns hier bloßer Gebrauchsgegenstand) und wenn Faust in Gretchens Zimmer angesichts des Großvaterstuhles sich ausmalt, wie greise Vorfahren hier saßen und Kinder zu ihren Füßen spielten, und der ganze Zauber des durch das Walten des geliebten Mädchens geweihten Raumes ihn mächtig ergreift. Dieser Umstand nun, daß die Sprache in jenen Verwendungen, sei es für Zwecke der Wissenschaft, deren Ziel geradezu die Ausschaltung aller Subjektivität ist, sei es für Zwecke des Verkehres und der Geschäfte, wobei es sich um einfache Verständigung und rein sachliche Mittheilung handelt, die Dinge eben nur als solche bezeichnet, aber nicht so, wie sie auf Phantasie und Gefühl wirken, hat

damit naturgemäß zur Folge, daß hier die Sprache eines Volkes der eines anderen beinahe völlig entspricht und die Schwierigkeit, das in der einen Sprache Gesagte in einer anderen auszudrücken, wesentlich vermindert wird. Man nehme einmal das von Humboldt angeführte Beispiel, den Befehl an einen Arbeiter, einen Baum zu fällen: hierbei denken sich Deutsche, Franzosen oder Engländer, mögen sie den Befehl ertheilen oder ihn empfangen, ungefähr das Selbe. Anders aber, wenn uns das Wort „Wald“ in einem Zusammenhang vorkommt, wo es zu unserem Gemüth spricht. Da hat das Wort eine bestimmte Nuance, je nachdem es bei einem Deutschen oder Franzosen vorkommt; ja, man wird kaum zwei Deutsche oder Franzosen finden, für die es das Selbe bedeutet. Hier liegt, wie mir scheint, der Hauptgrund, weshalb ungebildete Leute oft so rasch und leicht sich über die Dinge, die für sie wichtig sind, in einer fremden Sprache verständigen lernen: sie sind nie in der Lage, die Sprache in ihren höheren Funktionen anzuwenden, und für Das, was sie zu sagen haben, findet sich in der fremden Sprache meist ein ziemlich genau entsprechendes Aequivalent. Der Kellner, das Dienstmädchen, der Barbier, die das für ihr Fortkommen nöthige Englisch sich meist so rasch aneignen, brauchen uns darum keinen Neid und keine Bewunderung einzuflößen. Wenn die Vertreter der gebildeten Stände sich meist in der fremden Sprache schwerer verständigen lernen, so beruht Das wesentlich darauf, daß die Sprache an und für sich schon bei ihnen ein weit komplizirteres Gebilde ist und sich auf ausgedehnte, Jenen überhaupt unbekannte Gebiete erstreckt, zum Theil solche, aus denen selbst in der Muttersprache das Gedachte nicht leicht in Worte zu kleiden ist. Die bloße Verkehrs- und Gebrauchssprache erlernen sie aber auch schon deshalb schwerer, weil sie weder für ihr geistiges noch für ihr äußeres Leben die selbe Bedeutung hat wie für die Leute, die für ihr Fortkommen geradezu auf sie angewiesen sind. Wir brauchten nur auf den Ausdruck unseres inneren Lebens, auf den Ausdruck einer feiner entwickelten Individualität oder vielmehr auf diese selber zu verzichten, nur auf das Niveau von Kellnern und Barbieren herabzusteigen: und drei Viertel der Schwierigkeiten in der Beherrschung einer fremden Sprache, die der Gebildete findet, wären beseitigt.

Diese Sprache des Gebrauchs und Verkehrs, ferner die Sprache der wissenschaftlichen und der technischen Abhandlung, also gerade Verwendungen der Sprache, in denen das eigenste Wesen einer Sprache und der Charakter des Volkes so gut wie gar nicht zur Geltung kommen, stehen jetzt im Mittelpunkt des neusprachlichen, um Ueberlieferung eines „Volksbildes“ bemühten Unterrichtes. Da haben wir zuerst die Gespräche über alle möglichen Themata des täglichen Lebens. Ich bin der Letzte, der sie aus der Schule verbannt sehen möchte, und ich weiß, welchen großen pädagogischen Werth es hat (vom praktischen ganz abgesehen), wenn die Schüler auch über ein gewisses Können

in der fremden Sprache verfügen, wie gern sie es anwenden und wie der Wunsch, es zu erweitern, ein wirksamer Sporn für das Erlernen einer Sprache ist. Bedenken aber muß es erregen, wenn man in die Fertigkeit im Gebrauch der fremden Sprache geradezu das Hauptziel des fremdsprachlichen Unterrichtes setzt.*) Nur zu oft sind Menschen, die besonders gewandt in der fremden Sprache parliren, eben so oberflächlich wie diejenigen, die uns durch ihre Mundfertigkeit in der eigenen Sprache auffallen; und wie von Diesen, so brauchen wir uns auch von Jenen nicht imponiren zu lassen.**) Besonders bedenklich aber sind die Grundsätze, nach denen die für die Lecture oder zur Anknüpfung von Sprechübungen bestimmten Texte ausgewählt worden: erstens ist die Rücksicht wirksam, daß sie sich bequem zur Behandlung in der fremden Sprache darbieten, zweitens die, daß sie allerlei Wissen über das fremde Land und Volk vermitteln. Die Folge ist, daß das Niveau der in den Oberklassen gelesenen Schriftsteller wesentlich herabgedrückt***) und ein großer Theil der dem neu-

*) Vielleicht auch die Note im Abiturientenexamen mitbestimmen läßt, wie Professor Wendt aus Hamburg auf dem kölner Neuphilologentag verlangte, vermuthlich, um uns Hörern den Charakter solcher Schulen als Bildungsanstalten recht nachdrücklich zum Bewußtsein zu bringen.

**) Es muß endlich einmal ausgesprochen werden, daß der Unterricht, wie ihn Direktor Walter aus Frankfurt ertheilt, der ideale Pädagoge der neusprachlichen Reform, zu dem die ganze neusprachliche Schulwelt bewundernd emporschaut, wesentlich auf gewandte, rasch fassende und wiedergebende Naturen zugeschnitten ist, während tiefere Naturen, die das Gehörte erst in sich verarbeiten müssen, ehe sie darüber sprechen können, dabei entschieden zu kurz kommen. „Wie wichtig", sagt er, „ist die durch derartigen Unterricht geförderte allgemeine geistige Regsamkeit, die Fähigkeit, den selben Gedanken in die mannichfachste sprachliche Form zu kleiden, die stete Uebung der freien Rede in der Klasse! Ist hiermit nicht zugleich eine werthvolle Erziehung der Jugend fürs Leben gegeben, wo wir im Beruf und geselligen Verkehr fortwährend genöthigt sind, auf einander zu achten, stets Rede und Antwort zu stehen, einmal Gehörtes schnell zu erfassen und hiernach zu handeln? Gerade hier überall vermag die Gewandtheit in der ausdrucksvollen freien Rede uns nach verschiedenen Richtungen aufs Wirksamste zu fördern und zu unterstützen." Er erhofft für den Schüler sogar „reichen Gewinn für die Förderung des Deutschen, für eine größere Schlagfertigkeit in der Auffassung und eine größere Gewandtheit in der Form des sprachlichen Gedankenausdruckes." Wie viel gerade die nachdenklicheren Schüler leiden müssen „unter dem beklemmenden Bestreben, so rasch wie möglich zu antworten (denn Das wird ja gelobt)", um einen Ausdruck Rudolf Hildebrands anzuwenden, davon erfährt man auf Neuphilologentagen allerdings nichts.

***) „Wenn der Gebrauch der Fremdsprache auf der Oberstufe das Schönste und Vollkommenste ist, was der neusprachliche Unterricht leisten kann, so ist die Gefahr vorhanden, daß zu Gunsten dieses Zieles das Niveau der Lecture herabgesetzt wird, weil die Lehrer, die selbst nicht in der Lage sind, einen schwierigen Stoff in der fremden Sprache zu behandeln, und die, welche sehen, daß ihre Schüler

sprachlichen Unterricht zur Verfügung stehenden Zeit geradezu an Texte vergeudet wird, die nur einen ganz untergeordneten literarischen Werth besitzen oder überhaupt nicht zur Literatur gehören. Werke, die ausschließlich im Dienst der Topographie des Landes oder der Hauptstadt stehen, sollen zwar jetzt als zu ermüdend aus der Klassenlecture ausgeschlossen werden; aber schlimm genug ist, daß sie in diese überhaupt Eingang finden konnten. Vieles Gleichwerthige ist aber noch geblieben und für den Geist, in dem gerade einzelne der strebsamsten und angeregtesten Lehrer den neusprachlichen Unterricht ertheilen, ist es bezeichnend, daß man erklärt (dabei handelt es sich allerdings um den freien Sachunterricht), „allgemeine positive und dauernde Kulturwerthe" stünden in Frage, „wenn man, zum Beispiel, eine wichtige Parlamentsverhandlung für die Schule zurechtlegte oder eine Wahlbewegung (eine lokale pariser oder eine allgemeine) in ihren mannichfachsten Stadien von Anfang bis zu Ende verfolgte" oder auch „die künstliche und vergängliche, aber außerordentlich charakteristische und in ihrem Gegenwart-, nationalen und allgemeinen Kulturwerth nicht zu unterschätzende Organisation einer Weltausstellung schulmäßig fassen" wolle.*)

den Gegenstand nicht erfassen können, naturgemäß nach einer leichteren Lecture suchen werden." So Direktor Unruh aus Breslau (kölner Neuphilologentag Seite 194), der der Gefahr, daß das Bildungniveau namentlich der lateinlosen Anstalten zu sehr herabgedrückt werde, durch Aufstellung eines Lecturekanons zu begegnen hofft. Die Vermuthung ist nicht abzuweisen, daß die Art, wie Direktor Walter die fremdsprachlichen Autoren möglichst ohne Verwendung der Muttersprache behandelt, auch nur für schriftstellerisches Mittelgut berechnet ist. Man sehe, wie er verfährt: Der Lehrer liest oder trägt frei den Text vor, während die Schüler das Buch geschlossen haben. Nach dem Vortrag eines größeren Abschnittes haben die Schüler in Bezug auf den Wortschatz festzustellen, was ihnen unbekannt ist, worauf die Erklärung in der fremden Sprache erfolgt. Dann haben die Schüler das Vorgetragene sofort wiederzuerzählen (wobei sie natürlich nicht die selben Ausdrücke brauchen werden), bei schwierigeren Stoffen jedoch erst, nachdem der Lehrer sich davon überzeugt hat, daß auch Alles wirklich verstanden ist. Danach sollen die Schüler das Durchgenommene schriftlich darstellen; und dazu treten einzelne an die mehrfach vorhandenen Tafeln, andere wieder verbessern das Fertiggeschriebene und chließlich prüft es die ganze Klasse auf seine Richtigkeit. Einem literarischen Kunstwerk gegenüber wäre dieses Verfahren Mord; und ich kann Direktor Walter und den neusprachlichen Lehrern, die in seinen Spuren wandeln, nicht die Barbarei zutrauen, daß sie es bei solchen Werken anwenden.

*) Siehe den schon angeführten Vortrag des Dr. Löwisch, dem Geheimrath Münch eine Art empfehlenden Vorwortes mit auf dem Weg gegeben hatte. Fast ganz allein steht Professor F. Ruska in Heidelberg, der in mehreren ausgezeichneten Aufsätzen der „Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht" dafür kämpft, daß der neusprachliche Unterricht zu einem dem Unterricht in den Alten Sprachen ebenbürtigen Bildungmittel gestaltet werde, und die Schwächen des heutigen, auf

Das Meiste von diesen Dingen ist so uninteressant und bildet eine so unnütze Belastung des Gedächtnisses, daß es überhaupt aus der Schule weggelassen werden sollte. Auch lehrt es uns nichts über das Wesen des fremden Volkes, was doch eine Behandlung anderer Themata, etwa des englischen Sports oder der englischen Erziehung mit ihrer starken Betonung des self-respect, sehr wohl vermöchte. Kein Einsichtiger wird Etwas dagegen einzuwenden haben, wenn man auf solche, für das fremde Volk charakteristische und zugleich allgemein interessante Erscheinungen, wie die englische Erziehung und den englischen Sport, die obendrein vieles Nachahmenswerthe für uns darbieten, im Unterricht eingeht, besonders, wenn es gelingt, sie in Verbindung mit der Lecture zu setzen, und sie auch zum Gegenstand von Sprachübungen macht, die ja ihre Gegenstände gern dem Leben des betreffenden Volkes entnehmen; er wird auch nicht vergessen, daß dadurch das Interesse für das Volk, seine Sprache und Literatur erhöht wird, was Alles wieder dem Unterricht zu Gut kommt; aber er wird diese Dinge nie auf Kosten einer durch Form und Inhalt bildenden Lecture überwiegen lassen und nie zu dem volkswirthschaftlichen und technischen Allerlei herabsteigen, mit dem unsere großen Zeitungen einige Spalten füllen, das aber die meisten Leser überschlagen.*)

Man hat uns gesagt, auf eine Umfrage bei den jungen Neuphilologen werde man oft die Antwort erhalten, sie seien zu ihrem Studium dadurch veranlaßt worden, daß ein neusprachlicher Lehrer ihnen so vieles Interessante

„Gegenwartwissen“ und Sprachfertigkeit gerichteten Betriebes schonungslos aufdeckt. Auf Neuphilologentagen werden die leisen Stimmen, die ähnliche Forderungen vorzubringen wagen, meist ganz übertönt durch die Jubelhymnen auf die Reform und das Heil, das sie uns gebracht hat. Die hier gegebenen Erörterungen berühren sich vielfach mit denen des Professors Ruska. In der selben Richtung bewegt sich auch die „kritische Studie“ von Friedrich Baumann: „Sprachpsychologie und Sprachunterricht.“ (Halle, Niemeyer 1906.)

*) Löwischs freier Sprachunterricht soll auch den Versuch unternehmen, „ein wirthschaftliches Bild der Stadt Paris zu entwerfen, die sich nicht nur als politischer und sozialer, sondern sehr gut auch als wirthschaftlicher Organismus fassen läßt, . . .“ „Weben und Spinnen, l'art de l'éclairage nach Maigne und Figuier, den französischen Bergbau, Eisen und Kohle, Häuser und Brückenbau zu behandeln, die Stätten der Arbeit in der Stadt Paris, die Denkmäler der Arbeit in der französischen Landschaft zusammenzustellen.“ Sein Material entnahm der fleißige Mann „aus der oben genannten technischen und topographischen Literatur, ergänzt durch die französische Schulliteratur, angeschlossen an die deutschen Lehrbücher der Chemie und Physik, die in den Händen der Schüler sind, an die Gegenwart herangeführt durch Ausschnitte aus französischen Zeitungen (Tagespresse und gelegentlich Fachpresse), aus der Ausstellungliteratur des Jahres 1900, mit Blicken auf die Vergangenheit nach dem vorzüglichen Buch von Maigne, Histoire de l'Industrie.“

über Frankreich oder England erzählt habe. Ich kann mir nicht denken, daß der für das berühmte „Volksbild" zusammengebrachte Notizenkram diese Wirkung haben kann. Anders aber, wenn der Lehrer durch jedes Wort zu erkennen gibt, welche Achtung ihm das fremde Volk einflößt, wenn er erklärt, worauf diese Achtung sich gründet, und wenn dem Schüler bei der Lecture Carlyles oder eines anderen Engländers das Herz höher klopft und er sich sagt: „Wie groß und stolz muß das Volk sein, aus dessen Seele heraus der Autor schreibt! Und zwar nicht ein totes Volk, sondern eins, das lebt und wirkt und das ich bei seinem Schaffen beobachten und auf dessen Boden ich in zwölf, fünfzehn oder zwanzig Stunden stehen kann." Dann erwacht der Eifer, immer gründlicher in das fremde Volk, seine Sprache, Literatur und Kultur einzudringen, und reift den Entschluß, sie zum Studienobjekt zu wählen. Wenigstens meinen Beobachtungen nach entscheiden sich die besten Elemente unter unseren Studenten aus dieser Stimmung heraus für die neuere Philologie.

Gegenüber gewissen heute beinahe ausschließlich herrschenden Bestrebungen kann ich es nur immer wieder als meine Ueberzeugung aussprechen, daß nicht in der jetzt bevorzugten matter-of-fact-Literatur, möge sie auch manche Kenntnisse über das fremde Volk vermitteln, sondern in der großen Literatur der Zugang zu der Seele eines Volkes liegt, in den Meisterwerken, in denen die bedeutendsten geistigen Vertreter eines Volkes ihre gewaltige Persönlichkeit, ihr Denken und Fühlen niedergelegt haben, daß nur die Beschäftigung mit dieser Literatur wahrhaft bildend wirkt, daß sie darum auch im Mittelpunkt des neusprachlichen Unterrichtes in unseren höheren Lehranstalten stehen muß und allein unsere Oberealschulen befähigen kann, mit den Gymnasien als gleichwerthige Bildunganstalten zu wetteifern. Bildend aber wirkt sie in einem doppelten Sinn: dadurch, daß wir zugleich mit der fremden Sprache auch die in ihr sich äußernde Geistesart des fremden Volkes wahrnehmen, und dadurch, daß sie uns einen werthvollen Inhalt nahebringt. Beides ist nicht zu trennen: nur in den Werken der größten Dichter und Schriftsteller offenbart eine Sprache ihren ganzen Reichthum und ihre ganze Tiefe; und wo ein bedeutender Inhalt vorhanden ist, da giebt er auch der sprachlichen Form ein eigenes Gepräge.

Freiburg i. B. Professor Dr. Wilhelm Wetz.



Ein Mystiker.

Wer hätte vor achtzehn Jahren, als die „Familie Selicke" des wahrlich nicht hyperidealistischen Paul Lindau Entsetzen erregte, voraussehen können, daß sich der Mitbegründer des allerrohesten Realismus zum idealistischen Mystiker entwickeln werde? Schlafs Mystik knüpft an die Chemie an (Urchemie ist ihm der Weltprozeß) und erinnert dadurch an Novalis, den er verehrt. Als die wunderbaren Leistungen der Chemiker, die Jedes in Jedes verwandeln zu können schienen, im Publikum bekannt wurden, scherzte man wohl: so ein Tausenkünstler sei im Stande, aus abgelegten Glacéhandschuhen das schmackhafteste Beaffsteak zu bereiten. Unser Mystiker leistet noch Erstaunlicheres, freilich nur in Worten. Wenn man einige der Dinge, deren Identität er behauptet und die demnach in einander übergehen können, ohne ihr Wesen zu verlieren oder zu verändern, zusammensucht, so erhält man ungefähr folgende Gleichung: Individuum = All = Nichts = Organismus = Gattung = Gott = Polarität = Mann und Weib = er, sie, es und so weiter. Das sage ich nicht, um Johannes Schlaf zu verspotten. Es versteht sich ja von selbst, daß alle Einzelerscheinungen aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgehen müssen, in der sie identisch sind, und daß der Weltprozeß als eine beständige Wandlung des Einen ins Andere aufgefaßt werden kann. Aber was vor der Differenzirung identisch war, ist es nach der Differenzirung nicht mehr. Und da die Wissenschaft mit den aus der Differenzirung hervorgegangenen einzelnen Dingen oder Erscheinungen zu thun hat, so hat sie diese Dinge nicht als identisch zu behandeln, sondern deutlich von einander zu unterscheiden, wenn sie auch ihren kausalen Zusammenhang aufzufinden bemüht ist. Gerade dieser Zusammenhang bedeutet die Verneinung der Identität, denn von zwei Dingen, die in eins zusammengeflossen sind, kann man nicht mehr sagen, daß sie zusammenhängen. Aber freilich: Schlaf ist ja nicht exakter Naturforscher, sondern Mystiker; und der Mystiker will ja selbst im Urgrund alles Seins zerfließen. Nur sollte er dem exakten, die Gesetze des Weltmechanismus erforschenden Physiker nicht die Daseinsberechtigung bestreiten wollen. Das thut er nämlich. Er erklärt den „verwünschten exakt wissenschaftlichen Banausen", den Vertreter „der fürchterlichen exakten wissenschaftlichen Methode" für den Teufel, der den Nihilismus in die Welt gebracht habe und eine allgemeine Irrsinnsepidemie erzeugen könne. Die Uebertreibung der physikalisch-mechanischen Weltbetrachtung richtet Unheil an; gewiß. Wird die Welt der Ideen aus der Körperwelt ausgetrieben oder wird gelehrt, daß aus einer Gruppirung von Kohlenstoff-, Sauerstoff-, Wasserstoff- und Stickstoffatomen Geist destillirt werden könne, so ziehen Seelen von einer gewissen Disposition verhängnißvolle Folgerungen daraus. Und sogar die Naturwissenschaft selbst ist schon durch die Uebertreibungen der Mechanistik geschädigt worden. Die

Biologen erkennen und bekennen in immer wachsender Zahl, daß Zwang zur mechanischen Anpassung ans Milieu wohl bei der Veränderung einer Art in die andere mitwirke, für sich allein aber nicht genüge, eine neue Art hervorzubringen. Sie kommen damit wieder dem schlichten (unsophisticated, wie der Engländer sehr bezeichnend sagt) Laienverstande entgegen, der ganz gut begreift, wie Erdboden, Klima, mehr oder weniger reichliche Ernährung, Bedrängung durch Feinde die Größe, Stärke, Gelenkigkeit, Hautfarbe der Lebewesen beeinflussen können, der es aber unglaublich findet, daß mechanische oder chemische Einwirkungen von außen die Kiemen zu Lungen, einen fürs Licht empfindlichen Hautfleck zum kunstvoll gebauten Auge umbilden könne, wenn dem Geschöpf, an dem die Veränderung vorgeht, nicht eine eigene Bildungskraft innewohnt, die noch etwas Anderes ist als mechanische Stoßkraft und chemische Verwandschaft.

Diesen dem Laienverstand willkommenen Neovitalisten wäre Schlaf beizuzählen, wenn man ihn biologisch klassifiziren wollte. Nur drückt er sich ein Bischen anders aus, als Biologen zu thun pflegen. Zum Beispiel: „Das Wesentliche ist, daß die mystisch-identische Kraft allgemeiner polarer Weltindividualität von zwei Erdpolen aus nach einer Mitte hin allmählich immer mehr zeugend zusammendrängt und nach bewußter Selbsterfassung hindrängt; und zwar ungeachtet der Individuen, die sich da stauen, beständig mit der selben gewaltigen, immanenten Nothwendigkeit konstanter Wirkung polarer Urkraft; möge in Folge dieser beständigen Pression aus diesen Wesen und Individuen was auch immer werden! (Die von außen pressende Urkraft ist bei Schlaf zugleich den Individuen als Bildungskraft immanent, wie man aus anderen Stellen ersieht.) Sie ist Alles und Milieu sagt eigentlich so gut wie gar nichts." In der von der Urkraft geleiteten Evolution bilden die Affen, Menschenaffen und Affenmenschen ein unentbehrliches Glied.

„In Mitte und warmer Zone hat sich irgend eine äußerste Kultur und Herrschaft entwickelter Affenarten ausgebildet. Ueberfülle des Lebens zeugt Sattheit der Ueberfülle und organische Wandlung in heftigsten und feinsten organisch-seelischen Aktionen und Vibrationen. Es lösen sich die heiligen Krankheiten aus, die Krankheiten und Krisen des Gesammtnervensystems unter äußerstem Druck und äußerster Ueberfülle des Lebens. Die große Müdigkeit der Ueberfülle und die heilige Uebervibration daneben, die weiter will und weiter muß. Und sie, diese letztere: siehe, sie ist der heilige Träger und die heilige Rasse und Art, die sich von Neuem klärt aus den Verwirrungen eigener bisheriger Ueberfülle und die jetzt ihrerseits berufen ist, den Schwerpunkt der heiligen Grundcharaktere in sich aufzunehmen und ihn weiterzutragen hinauf zu neuen Selbstoffenbarungen von Individualität. Wie seltsam sie sich gewandelt haben, diese frommen, diese heiligen, erwählten Affen! So unerhörte Eigenschaften, wie sie entwickeln! Raffinement der Sattheit und organische Funktion eines Ueberdruckes von heiligen Nöthen sich zum Verwechseln ähnlich! Es ist die große, typische, heilige Verwirrung."

Verwirrung? Ach ja! (Schlaf liebt sehr die Interjektionen O! Ach! Ach ja!) Aber warum heilig, warum ist überhaupt hier Alles heilig mit Einschluß der Affen? Weil das in allen Individuen, allen Veränderungen, allen Neubildungen sich offenbarende Wesen des Alls, dieses großen Organismus oder animal, Bindung eines Jeden und Aller an die Polarität ist und weil Bindung auf Lateinisch religio heißt, also jeder biologische Vorgang ein religiöser Akt, das Allleben Religion ist. An einem Punkt scheint diesem Pantheismus ein Widerspruch anzuhaften. Während nämlich nach einigen Stellen das Leben nur „ein ewiges, unerlöschliches Auf- und Nieder-Weben heiligster Luft- und Liebesempfindung" ist und alle Wesen und Erscheinungen, etwa Bewußtsein und Unbewußtheit, immerdar gleichzeitig vorhanden sind, die Welt also von Ewigkeit her fertig und vollkommen ist, sieht man andererseits die Entwickelung einem Ziel zustreben, was sich ja bei der Entwickelung, die sonst keinen Sinn hätte, von selbst versteht.

Und dieses Ziel ist kein anderes als Christus in seinen verschiedenen Daseinsstadien. Er ist der vollkommene Mensch, Gottes Sohn, Gott = Gattung. (Natürlich nicht der Gott des Theismus, sondern der Gott Hegels, der erst im Menschen zum Bewußtsein kommt.) Aus dem elektrischen Centrum: Judaea, schießt ein Spermatozoon hervor und dringt in das Eichen ein, für das allein es und das für es allein bestimmt ist. Das Eichen ist das Römische Reich — in der Identitätphilosophie schwindet ja auch der Unterschied von Groß und Klein —, in dem sich die Kulturwelt konzentrirt hat, und in dieser nun gestaltet Christus im Lauf der Zeiten den vollkommenen, den von sozialem Geist erfüllten, der vollkommenen Gesellschaft organisch eingegliederten Menschen aus; und „So lehre ich Euch den Uebermenschen."

Es geschieht nämlich gelegentlich einer Kritik von Friedrich Nietzsche, daß Schlaf seine Philosophie entwickelt. (In seinem neusten Buch: Der Fall Nietzsche, eine Ueberwindung. Leipzig, Theodor Thomas, 1907). Seine Kritik kommt ein Wenig spät, denn die Zeit der Nietzscheschwärmerei liegt ja wohl hinter uns; aber sie ist gut. Schlaf hält unerbittlich Gericht über den „Dekadenten, den letzten Humanisten, den letzten Romantiker" und ruft fast bei jedem Citat aus Nietzsches Schriften, deren wichtigste er analysirt: Fürchterlich, entsetzlich, gräulich! Freilich weiß er, im Grund genommen, nichts zu sagen, was nicht schon von Anderen gesagt worden wäre (das Meiste schon oft), und die Originalität seiner Kritik besteht außer in der daran geknüpften Darlegung seiner eigenen Philosophie nur in seiner krausen Sprache. Besonders heftig bekämpft er die Ueberschätzung des Aesthetischen bei Nietzsche und die Art und Weise, wie Dieser das gemeine Volk und das Weib behandelt. Der Ansicht, daß die „Vielzuvielen" nur zum Theil Dünger seien für die Produktion von Säkularmenschen, zum Theil deren Werkzeuge oder Sklaven, und daß diese Sklaven

ihre eigene, der Herrenmoral entgegengesetzte Moral haben, stellt er seine in diesem Punkt vollkommen richtige „Mystik" gegenüber: Die Menschheit ist ein Organismus, von dessen Gliedern jedes aller anderen zu seinem Dasein und Wirken bedarf, deren jedes seine volle Daseinsberechtigung und an seiner Stelle seine Ehre hat und die alle die selbe Moral haben; sittlich gut ist das die Gesellschaft Erhaltende, die Art Veredelnde. Perers findet er die Ansicht Nietzsches, die Ehe bedürfe der Ergänzung durch ein Konkubinat; es hieße der Gattin zu viel zumuthen, wenn sie nicht nur Freundin des Mannes, Gebärerin, Mutter, Verwalterin, sondern auch noch Konkubine sein solle. Wie wenig Nietzsche von der Sache verstanden habe, gehe daraus hervor, daß er meine, in der vollkommenen Ehe werde das Sinnliche gleichsam nur als ein seltenes Mittel für einen höheren Zweck verwendet. „Das heißt wahrhaftig die Sache in usum Delphini zurechtstutzen. Die Ehe darf nichts von all solch einem verzwickten abstrakten Apparat von Begriffen oder gar Postulaten wissen: sie muß durchaus nothwendigster und bindendster Trieb zweier Ganzseelen sein, und zwar gerade unter einer sehr starken und intensiven Anspannung und Entladung von Sinnlichkeit." Nach Nietzsche sei die Ehe in ihrer höheren Auffassung Seelenfreundschaft zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes. In Wirklichkeit sei sie etwas ganz Anderes; „zwischen Mann und Weib kann nie eigentlich Freundschaft der Grundton sein."

Daß Nietzsche manchmal gute Gedanken hat und nützliche Wahrheiten ausspricht, leugnet natürlich auch Schlaf nicht; und als einen Dichter läßt er ihn gelten. Auch die Sprache Nietzsches preist er nach Gebühr; nur habe ihn das Französische zu allzu vielen Spielereien verleitet, „zu einer artistischen Lust an der Frivolität, der man trotzdem anmerkt, wie sie ihm innerlichst gar nicht liegt." Sprachschöpfer wie Luther oder Goethe sei er freilich nicht, habe er auch gar nicht werden können. Wunderlich klingt der Grund, den Schlaf für diese angebliche Unmöglichkeit anführt. Sprachschöpfer sei, wer, wie Goethe, schlicht und unverblümt, prosaisch, ausspricht, was in seiner Zeit wirklich und nothwendig ist. „Wo aber ist der positive Geist der Moderne? Wo ist ihre organische Prosa? Wer will sie denn mit ihren schlichten und doch so unsäglichen Reichthümern haben? Der, welcher uns von dem letzten Rest alter Symbolistik und Metapher, Trope und sonstigem Festtagskleide des Wortes, der uns resolut von den letzten Gespenstern der Metaphysik erlöst." Das hat ja gerade Nietzsche zu thun versucht; mit leidenschaftlichem Haß hat er die Metaphysik, hat er jeden Gedanken an ein Jenseits bekämpft und bei der krankhaften Anstrengung, sein unbefriedigendes Erdendasein befriedigend zu finden, ein Leben, das er verwünschte, zu bejahen, als schwacher Neurastheniker den lachenden Löwen zu spielen, hat er den Verstand eingebüßt. Er wäre also, wenn es darauf ankäme, der zum Sprachschöpfer Berufene gewesen. Abgesehen von der Frage,



ob wir denn wirklich ein neues Deutsch brauchen, konnte Nietzsche keins schaffen, weil die Sprache eines verkünstelten und verschrobenen Geistes, der seine ewigen Selbstwidersprüche, seine innere Zerrissenheit mit Sprachkünsteleien zu verbergen sucht, niemals Volkssprache werden kann.

Ueberwunden war Nietzsche längst. An „Tiefe" kann sich sein neuster Ueberwinder mit ihm messen und in gesundem Menschenverstand und wissenschaftlicher Einsicht ist er ihm überlegen. Aber Nietzsches Popularität wird Schlaf nicht erringen; dazu fehlt seiner Sprache der bestechende Klingklang des Zarathustra und die Verständlichkeit der Prosaaphorismen Nietzsches.

Neisse. Karl Jentsch.

Die Schlacht bei Sempach.

Eines Tages, mitten im heißen Sommer, zog sich auf der staubbedeckten Landstraße ein Heereszug in die Luzernergegend langsam dahin. Die helle, eigentlich mehr als helle Sonne blendete auf die tanzenden Rüstungen herab, auf Rüstungen, die Menschenkörper bedeckten, auf tanzende Rosse, auf Helme und Stücke Gesichter, auf Pferdeköpfe und Schweife, auf Zierathen und Büsche und Steigbügel, die groß waren wie Schneeschuhe. Rechts und links von dem glänzenden Heereszug breiteten sich Wiesen mit Tausenden von Obstbäumen aus, bis an Hügel heran, die aus der blauduftenden, halb verschwommenen Ferne wie leise und behutsam gemalte Dekorationen winkten und wirkten. Es war eine vormittäglich drückende Hitze, eine Wiesenhitze, eine Gras-, Heu- und Staubhitze, denn Staub wurde aufgeworfen, wie dicke Wolken, die manchmal Stücke und Theile vom Heer einhüllen wollten. Schleppend, stampfend und nachlässig ging die schwere Kavalkade vorwärts; sie glich oft einer schillernden, langen Schlange, oft einer Eidechse ungeheuren Umfanges, oft einem großen Stück Tuch, reich von Figuren und farbigen Formen durchwoben und feierlich nachgezogen, wie Damen, meinetwegen ältliche und herrische, gewöhnt sind, Schleppen nachzuziehen. In der ganzen Art und Weise dieses Heergewoges, im Stampfen und Klirren, in diesem schnöden, schönen Gerassel lag ein einziges „Meinetwegen" enthalten, etwas Freches, sehr Zuversichtliches, etwas Umwerfendes, träg bei Seite Schiebendes. Alle diese Ritter unterhielten sich, so gut es durch die stählernen Mäuler gehen wollte, in fröhlichem Wortgefecht mit einander; Lachen ertönte und dieser Laut paßte vorzüglich zu dem hellen Ton, den die Waffen und Ketten und goldenen Gehänge verursachten. Die Morgensonne schien manches Blech und feinere Metall noch zu liebkosen, die Pfeifentöne flogen zu der Sonne herauf; ab und zu reichte einer der vielen zu Fuß daherstelzenden Diener seinem reitenden Herrn einen delikaten Bissen, an eine silberne Gabel gesteckt, zum schwankenden

Sattel hinauf. Wein wurde flüchtig getrunken, Geflügel verzehrt und nicht Eßbares ausgespuckt, mit einer leichten, sorglosen Gemüthlichkeit, denn es ging ja in keinen ernsthaften, ritterlichen Krieg, es ging zu Abstrafung, Nothzucht, zu blutigen, höhnischen, schauspielerischen Dingen, so dachte Jeder; und Jeder erblickte schon die Masse von abgeschlagenen Köpfen, die die Wiese blutig färben sollten. Unter den Kriegsherren befand sich mancher wundervolle junge adelige Mensch in herrlicher Bekleidung, zu Pferd sitzend wie ein vom blauen, ungewissen Himmel niedergeflogener männlicher Engel. Mancher hatte den Helm, um es sich bequem gemacht zu haben, abgezogen und einem Troßbuben zum Tragen herabgereicht und zeigte so der freien Luft ein sonderbar von Unschuld und Uebermuth schöngezeichnetes Gesicht. Man erzählte die neusten Witze und besprach die jüngsten Geschichten von galanten Frauen. Wer ernst blieb, wurde zum Besten gehalten; eine nachdenkliche Miene schien man heute unanständig und unritterlich zu finden. Die Haare der Jünglinge, die ihren Helm abgenommen hatten, glänzten und dufteten von Salben und Oel und wohlriechendem Wasser, das sie sich aufgeschüttet hatten, als habe es gegolten, zu einer koketten Dame zu reiten, um ihr reizende Lieder vorzusingen. Die Hände, von denen die eisernen Handschuhe abgestreift worden, sahen nicht kriegerisch, vielmehr gepflegt und verhätschelt aus, schmal und weiß wie Hände von jungen Mädchen.

Einer allein in dem tollen Zug war ernst. Schon sein Aeußeres, eine tiefschwarze, von zartem Gold durchbrochene Rüstung, zeigte an, wie der Mensch, den sie deckte, dachte. Es war der edle Herzog Leopold von Oesterreich. Dieser Mann sprach kein Wort; er schien ganz in sorgenvolle Gedanken versunken. Sein Gesicht sah aus wie das eines Menschen, der von einer frechen Fliege um das Auge herum belästigt wird. Diese Fliege wird wohl seine böse Ahnung gewesen sein, denn um seinen Mund spielte ein fortwährendes verächtlich-trauriges Lächeln; das Haupt hielt er gesenkt. Die ganze Erde, so heiter sie auch aussah, schien ihm zornig zu rollen und zu donnern. Oder war es nur der trampelnde Donner der Pferdehufe, da man jetzt eine hölzerne Reußbrücke passirte? Immerhin: etwas Unheil Verkündendes wob schauerlich um des Herzogs Gestalt.

* * *

In der Nähe des Städtchens Sempach machte das Heer Halt; es war jetzt so um zwei Uhr nachmittags. Vielleicht war es auch drei Uhr; es war den Rittern so gleichgiltig, wie viel Uhr es sein mochte; ihretwegen hätte es zwanzig Uhr sein dürfen: sie würden es auch in der Ordnung gefunden haben. Man langweilte sich schon schrecklich und fand jede leise Spur von kriegerischer Maßregel lächerlich. Es war ein stumpfsinniger Moment, es glich einem Scheinmanöver, wie man jetzt aus den Sätteln sprang, um Stellung zu nehmen. Das Lachen wollte nicht mehr tönen, man hatte schon so viel gelacht, ein Ermattung, ein Gähnen stellte sich ein. Selbst die Rosse schienen zu begreifen, daß man jetzt nur noch gähnen könne. Das dienende Fußvolk machte sich hinter die Reste der Speisen und Weine, soff und fraß, was es noch zu fressen und zu saufen gab. Wie lächerlich dieser ganze Feldzug Allen erschien! Dieses Lumpenstädtchen, das noch trotzte: wie dumm Das war!

Da ertönte plötzlich in die furchtbare Hitze und Langeweile hinein der Ruf eines Hornes. Ein eigenthümliche Ankündigung, die ein paar aufmerksamere Ohren horchen

ließ: Was kann da nun sein? Horch: schon wieder. Da tönte es schon wieder, wirklich, und man hätte allgemein glauben sollen, diesmal ertöne es in weniger weiter Entfernung. „Aller guten Dinge sind drei", lispelte ein geckiger Witzbold; „töne doch noch einmal, Horn!" Eine Weile verging. Man war etwas nachdenklich geworden; und nun, mit einem Mal, fürchterlich, als hätte das Ding Flügel bekommen und reite auf feurigen Ungeheuern daher, flammend und schreiend, setzte es noch einmal an, ein langer Schrei: Wir kommen! Es war in der That, als bekomme da plötzlich eine Unterwelt Luft, durch die harte Erde durchzubrechen. Der Ton glich einem sich öffnenden dunklen Abgrund und es wollte scheinen, als ob jetzt die Sonne aus einem finsteren Himmel herableuchtete, noch glühender, noch greller, aber wie aus einer Hölle, nicht wie aus einem Himmel herab. Man lachte auch jetzt noch; es giebt ja Momente, wo der Mensch glaubt, lächeln zu sollen, während er sich vom Entsetzen angepackt fühlt. Die Stimmung eines Heereszuges von vielen Menschen ist schließlich ja nicht viel anders als die Stimmung eines einzelnen, einsamen Menschen. Die ganze Landschaft in ihrer brütend weißlichen Hitze schien jetzt nur noch immer Tut zu machen, sie war zum Hörnerton geworden; und nun warf sich denn auch alsobald zu dem Ton-Raum, wie aus einer Oeffnung, der Haufe von Menschen heraus, denen der Ruf vorangegangen war. Jetzt hatte die Landschaft keine Kontur mehr; Himmel und sommerliche Erde verschwammen in ein Festes; aus der Jahreszeit, die verschwand, war ein Fleck, ein Fechtboden, ein kriegerischer Spielraum, ein Schlachtfeld geworden. In einer Schlacht geht die Natur immer unter, der Würfel herrscht nur noch, das Gewebe der Waffen, der Haufe Volkes und der andere Haufe Volkes.

Der vorwärtseilende, allem Anschein nach hitzige Volkshaufe kam näher heran. Und der ritterliche Haufe war fest, er schien auf einmal ineinandergewachsen zu sein. Kerle von Eisen hielten ihre Lanzen vor, daß man auf der Lanzenbrücke hätte per Break spazirenfahren können, so dicht waren die Ritter eingeklemmt und so stumpfsinnig stach Lanze an Lanze nach vorn, unbeweglich, unverrückbar, gerade Etwas, sollte man gemeint haben, für so eine drängende, stürmende Menschenbrust, die sich daran festspießen könnte. Hier eine stupide Wand von Spitzen, dort Menschen, mit Hemden zur Hälfte bedeckt. Hier Kriegskunst, von der bornirtesten Sorte, dort Menschen von ohnmächtigem Zorn ergriffen. Da stürmte nun immer Einer und dann der Andere, verwegen, um nur dieser ekelhaften Unlust ein Ende zu machen, in eine der Lanzenspitzen, toll, verrückt, vom Zorn und von der Wuth hingeworfen. Natürlich auf die Erde, ohne nur den behelmten und befiederten Lümmel aus Eisen noch mit der Handwaffe getroffen zu haben, erbärmlich aus der Brust blutend, sich überschlagend, das Gesicht in den staubigen Roßedreck, den hier die adeligen Rosse hinterlassen hatten. So gings all diesen beinahe unbekleideten Menschen, während die Lanzen, schon von dem Blut geröthet, höhnisch zu lächeln schienen.

* * *

Nein: Das war nichts; man sah sich auf der Seite der „Menschen" genöthigt, einen Trick anzuwenden. Der Kunst gegenübergestellt, wurde Kunst nöthig oder irgend ein hoher Gedanke; und dieser höhere Gedanke, in Gestalt eines Mannes von hoher Figur, trat auch allsogleich vor, merkwürdig, wie von einer überirdischen Macht vorgeschoben, und sprach zu seinen Landsleuten: „Sorget Ihr für mein Weib

und für meine Kinder, ich will Euch eine Gasse bohren"; und warf sich blitzschnell, um nur ja nicht an seiner Lust, sich zu opfern, zu erlahmen, in vier, fünf Lanzen, riß auch noch mehrere, so viele, wie er sterbend packen konnte, nach unten, zu seiner Brust, als könne er gar nicht genug eiserne Spitzen umarmen und an sich drücken, um nur ja so recht aus dem Vollen untergehen zu können, und lag am Boden und war Brücke geworden für Menschen, die auf seinen Leib traten, auf den hohen Gedanken, der eben getreten sein wollte. Nichts wird je wieder einem solchen Schmettern gleichen, wie nun die leichten, von der Wuth gestoßenen und gehobenen Berges- und Thalmenschen hineinschmetterten, in die tolpatschige verruchte Wand hinein, und sie zerrissen und zerklopften, Tigern ähnlich, die eine wehrlose Heerde von Kühen zerreißen. Die Ritter waren jetzt fast ganz wehrlos geworden, da sie sich, in ihre Enge gekeilt, kaum nach einer Seite bewegen konnten. Was auf Pferden saß, wurde wie Papier hinuntergeworfen, daß es krachte, wie mit Luft gefüllte Tüten krachen, wenn man sie zwischen zwei Händen zusammenschlägt. Die Waffen der Hirten erwiesen sich jetzt als furchtbar und ihre leichte Bekleidung als gerade recht; um so lästiger waren die Rüstungen für die Ritter. Köpfe wurden von Hieben gestreift, scheinbar nur gestreift und erwiesen sich schon als eingeschlagen. Es wurde immer geschlagen, Pferde wurden umgeworfen, die Wuth und die Kraft nahmen immer zu, der Herzog wurde getötet; es wäre ein Wunder gewesen, wenn er nicht getötet worden wäre. Diejenigen, die schlugen, schrien dazu, als gehöre es sich so, als wäre das Töten eine noch zu geringfügige Vernichtung, etwas nur Halbes.

Hitze, Dampf, Blutgeruch, Dreck und Staub und das Geschrei und Gebrüll vermischten sich zu einem wilden, höllischen Getümmel. Sterbende empfanden kaum noch ihr Sterben, so rapid starben sie. Sie erstickten vielfach in ihren prahlerischen Eisenrüstungen, diese adeligen Dreschflegel. Was galt nun noch eine Stellungnahme? Jeder würde gern darauf gepfiffen haben, wenn er überhaupt noch hätte pfeifen können. An die hundert schönen Edelleute ertranken, nein: ersoffen im nahegelegenen Sempachersee; sie ersoffen, denn sie wurden wie Katzen und Hunde ins Wasser gestürzt, sie überpurzelten und überschlugen sich in ihren eleganten Schnabelschuhen, daß es eine wahre Schande war. Der herrlichste Eisenpanzer konnte nur noch Vernichtung versprechen und die Verwirklichung dieser Ahnung war eine fürchterlich korrekte. Was war es nun, daß man daheim, irgendwo im Aargau oder in Schwaben, Schloß, Land und Leute besaß, eine schöne Frau, Knechte, Mägde, Obstland, Feld und Wald und Abgaben und die feinsten Privilegien? Das machte das Sterben in diesen Pfützen, zwischen dem straffgezogenen Knie eines tollen Hirten und einem Stück Boden, nur noch bitterer und elender. Natürlich zerstampften die Prachtrosse in wilder Flucht ihre eigenen Gebieter; viele Herren auch blieben, indem sie jählings absteigen wollten, in den Steigbügeln mit ihren dummen Modeschuhen hängen, so daß sie mit den blutenden Hinterköpfen die Wiesen küßten, während die erschreckten Augen, bevor sie erloschen, den Himmel über sich wie eine ergrimmte Flamme brennen sahen. Freilich brachen auch Hirten zusammen, aber auf einen Nacktbrüstigen und Nacktarmigen kamen immer zehn Stahlbedeckte und Eingemummelte. Die Schlacht bei Sempach lehrt eigentlich, wie furchtbar dumm es ist, sich einzumummeln. Hätten sie sich bewegen können, diese Hampelmänner: gut, sie würden sich eben bewegt haben; einige thaten es, da sie endlich sich vom Allerunerträglichsten, was sie über dem Leib hatten, befreit hatten. „Ich kämpfe mit Sklaven, o Schande!"

rief ein schöner Junge mit gelblich vom Haupt niederquellenden Locken und sank, von einem grausamen Hieb ins liebe Gesicht getroffen, zu Boden, wo er, zu Tode verwundet, ins Gras biß mit dem halb zerschmetterten Munde. Ein paar Hirten, die ihre Mordwaffen aus den Händen verloren hatten, fielen wie Ringer auf dem Ringplatz die Gegner von unten herauf mit Nacken und Kopf an oder warfen sich, den Streichen ausweichend, auf den Hals der Ritter und würgten, bis abgewürgt war.

* * *

Inzwischen war Abend geworden, in den Bäumen und Büschen glühte das erlöschende Licht, während die Sonne zwischen den dunklen Vorbergen wie ein toter, schöner, trauriger Mann untersank. Die grimmige Schlacht hatte ein Ende. Die schneeweißen, blassen Alpen hingen im Hintergrund der Welt ihre schönen, kalten Stirnen hinunter. Man sammelte jetzt die Toten, man ging zu diesem Zweck still umher, hob auf, was an gefallenen Menschen am Boden lag, und trug es in das Massengrab, das Andere gegraben hatten. Fahnen und Rüstungen wurden zusammengethan, bis es ein stattlicher Haufe wurde. Geld und Kostbarkeiten, Alles gab man an einem bestimten Ort ab. Die meisten dieser einfachen, starken Männer waren still und gut geworden; sie betrachteten den erbeuteten Schmuck nicht ohne wehmuthvolle Verachtung, gingen auf den Wiesen umher, sahen den Erschlagenen in die Gesichter und wuschen Blut ab, wo es sie reizte, zu sehen, wie etwa noch die besudelten Gesichtszüge aussehen mochten. Zwei Jünglinge fand man zu Füßen eines Buschwerkes mit Gesichtern, so jung und hell, mit im Tode noch lächelnden Lippen, umarmt am Boden. Dem einen war die Brust eingeschlagen, dem anderen der Leib durchgehauen worden. Bis in die späte Nacht hatten sie zu thun; mit Fackeln wurde dann gesucht. Den Arnold von Winkelried fanden sie und erschauerten beim Anblick dieser Leiche. Als die Männer ihn begruben, sangen sie mit dunkeln Stimmen eins ihrer schlichten Lieder; mehr Gepränge gab es da nicht. Priester waren nicht da; was hätte man mit Priestern thun sollen? Beten und dem Herrgott danken für den erfochtenen Sieg: Das durfte ruhig ohne kirchliches Gefackel geschehen. Dann zogen sie heim. Und nach ein paar Tagen waren sie wieder in ihre hohen Thäler zerstreut, arbeiteten, dienten, wirthschafteten, sahen nach den Geschäften, versahen das Nöthige und sprachen noch manchmal ein Wort von der erlebten Schlacht; nicht viel. Sie sind nicht gefeiert worden (ja, vielleicht ein Bischen, in Luzern beim Einzug): gleichviel, die Tage gingen darüber weg, denn barsch und rauh werden die Tage mit ihren mannichfachen Sorgen schon damals, anno 1386, gewesen sein. Eine große That tilgt die mühsälige Folge der Tage nicht aus. Das Leben steht an einem Schlachtentag noch lange nicht still; die Geschichte nur macht eine kleine Pause, bis auch sie, vom herrischen Leben gedrängt, vorwärtseilen muß.

Charlottenburg. Robert Walser.



Vendetta.

Vorbemerkung.

Im vorigen Jahr konnte ich hier eine altitalienische Chronik wiedergeben, die Beyle-Stendhal romantisch gesteigert in seine „Kartause von Parma" verwoben hat. Inzwischen habe ich eine andere italienische Chronik gefunden, die auch in Stendhals Besitz war; sie bildet den Schluß zu einer unvollendeten Geschichte, die Stendhal (Correspondance inédite II, 222) im November 1835 seinem Freunde Romain Colomb in Paris mittheilte. „Du weißt", schreibt er, „welche ungeheure Bedeutung die Liebe einst in Italien hatte; aber vielleicht weißt Du nicht, daß die Rache auch zu den Lieblingleidenschaften der Italiener des Cinquecento gehörte. Die folgende Geschichte stammt aus dem Jahr 1596; ich halte sie für authentisch; leider konnte man mir nicht die Fortsetzung geben." Stendhals Erzählung ist im Folgenden wörtlich übersetzt; sie reicht bis zu dem durch Strich gekennzeichneten Absatz. Der Rest ist der erwähnten Chronik entnommen und in gekürzter Form übertragen, ohne die alterthümliche Ausdrucksweise zu verwischen. Es ist das selbe Verfahren, wie es Stendhal selbst in den von ihm bearbeiteten Chroniken angewandt hat. Freilich scheint Stendhal gerade die vorliegende Erzählung stärker bearbeitet zu haben als andere; die lebhaftere Zwiesprache und die novellistische Färbung seines Bruchstückes stehen in gewissem Gegensatz zu der archaischen Starrheit und Schlichtheit des Schlusses. Uebrigens steht Stendhal mit dieser Auffassung des italienischen Charakters nicht so allein unter seinen Zeitgenossen, wie Viele meinen. Vier Jahre vor dem erwähnten Brief ließ Alfred de Vigny seine „Maréchale d'Ancre" am Odéon aufführen (1831), in der ein Borgia auftritt, „rachsüchtig und von der Vendetta erfüllt wie von einer zweiten Seele, von ihr geleitet wie vom Geschick, gewaltthätig in Liebe und Haß" ... Es ist ast wörtlich Stendhals Definition. **Friedrich von Oppeln-Bronikowski.**

Ariberti, ein mailänder Edelmann und Herr mehrerer Ortschaften, hatte gegen ein Glied der Familie Pecchio einen tötlichen Haß gefaßt. Ariberti war in seinem Besitzthum und später auch in seiner Liebe beeinträchtigt worden.

Pecchio führte einen Prozeß gegen ihn, den er gewann. Im Verlauf des Prozesses, der Jahre lang dauerte, fiel Pecchios Auge auf Aribertis Gemahlin, die sehr schön war; es gelang ihm, sie seine Liebe wissen zu lassen und ihre Liebe zu erringen. Nach Verlust des Prozesses erging Ariberti sich in Drohungen gegen seinen Feind. Pecchio erfuhr, daß seine Gattin auf einem der Schlösser ihres Gemahls in strengem Gewahrsam gehalten ward. Sie wünschte nur Eins auf dieser Welt: aus Aribertis Tyrannei erlöst zu werden. Sie hatte insgeheim Geld zusammengescharrt, um für ihren Unterhalt zu sorgen. Das Schloß, in dem sie sich befand, lag nah bei Lecco, eine Stunde von der Adda entfernt, die das Venezianische vom Mailändischen trennt. War sie einmal auf venezianischem Gebiet, so konnte sie einen anderen Namen annehmen und war vor allen Verfolgungen so gut wie sicher. Auf alle Fälle war sie, wenn ihr nichts Anderes blieb, entschlossen, in Venedig in ein Kloster zu gehen, dessen Regeln in diesen Zeitläuften nicht allzu streng waren.

Während der kurzen Beziehungen zwischen ihr und Pecchio hatte er ihr Geständniß erhalten. Seitdem waren drei Jahre vergangen und Aribertis Tyrannei war völlig unerträglich geworden; er hatte zwei spanische Duennen genommen, die

seine Frau abwechselnd bewachten; die Unglückliche war nicht einmal nachts allein: die wachthabende Duenna schlief bei ihr. Eine Kammerfrau, die vormals die Vertraute von Aribertis Gattin in ihrer Liebschaft gewesen, war zwar nicht weggejagt, aber degradirt worden; seit Jahren mußte sie an den Ufern der Adda die zahlreichen Gänseheerden hüten, die zu dem Schloß gehörten, wo Ariberti seine Frau gefangen hielt. Dieser seltsame, in der Kunst der Rache geübte Mann hatte zu der Kammerfrau gesagt: „Ich strafe Dich so mehr, als wenn ich Dich fortschicke". Und als die Unglückliche bat, einem anderen Herrn dienen zu dürfen, antwortete er: „Versuche es; doch ehe ein Monat verflossen ist, bist Du tot."

Pecchio wußte um alle diese Dinge; sie waren in Mailand just Stadtgespräch, als er sich für die Drohungen rächen wollte, die Ariberti überall gegen ihn ausstieß, seit er seinen Prozeß verloren hatte. Eines Tages ging Pecchio angeblich auf die Jagd, verkleidete sich als Bauer und kam an das Ufer der Adda, wo er die Gänseheerde seines Feindes aufsuchte. Er vergewisserte sich, daß die frühere Kammerfrau an diesem Tage allein die Gänse hütete, und begegnete ihr wie zufällig.

„Großer Gott! Wie seid Ihr verändert", rief er ihr zu; „kaum erkenne ich Euch wieder."

Die Kammerfrau brach in Thränen aus, ohne zu antworten.

„Wie leid thut mir Euer Unglück!" sagte Pecchio. „Erzählt mir Eure Geschichte; aber vorerst verstecken wir uns hinter eine Hecke, damit wir nicht von einem der Spione bemerkt werden, die um das Schloß umherschweifen."

Die Kammerfrau erzählte ihr Unglück und dann das ihrer Herrin. Wenn die Dame ihre alte Kammerfrau zufällig einmal ansprach oder nur anlächelte, so ward die Alte auf acht Tage bei Wasser und Brot eingekerkert. Die Behandlung, die ihre Herrin erfuhr, schien weniger hart, war aber noch grausamer. Ariberti sprach immer nur in bitterem, spottendem Ton mit ihr. Pecchio rührten diese Erzählungen, die sich sehr in die Länge zogen.

„Ach, Herr, wenn Ihr ein Christ seid, so solltet Ihr dies unglückliche Weib, das Ihr einst liebtet, retten! Wenn sie noch ein Jahr in diesem Zustand bleibt, stirbt sie gewiß. Und doch wäre ihr Glück vollkommen, wenn sie nur eine Meile von hier entfernt wäre. Sie hat ein Kästchen voll Goldzechinen und überdies, wie Ihr wißt, viele Diamanten."

„Wohlan, ich werde sie retten!" rief Pecchio aus.

Die alte Kammerfrau, die jetzt die Gänse hütete, fiel auf die Knie.

„Ich fürchte nur Eins: Euer Geschwätz", sagte Pecchio. „Du oder Deine Herrin, Ihr werdet reden, Ihr werdet Euch irgendeiner Frau anvertrauen und mir den Tod bringen."

Die Kammmerfrau verschwor sich, zu schweigen.

„In genau acht Tagen, also am nächsten Dinstag, ist Neumond, außerdem ist Jahrmarkt in Lecco. Die ganze Nacht über wird die Straße von Betrunkenen bedeckt sein, die Lieder gröhlen. In dieser Nacht, wenn es auf der Kirchenuhr Zehn schlägt, werde ich auf der Adda sein, am Rande des Schloßgartens, an der selben Stelle, wo die Maulbeerbäume und die vielen Nesseln stehen und wo ich früher mich einschlich. Ich werde selbst in einem Boot vom Komersee hinrudern; es ist sehr klein; hoffentlich wird man mich nicht bemerken."

„Aber wir brauchen mindestens zwei Männer, Herr, um die Duennen fest-

zunehmen und ihnen einen Knebel in den Mund zu thun; denkt daran, daß sie schreien werden und daß Ihr auf der Adda verfolgt werdet. Die Bootsleute meines Herrn sind lauter junge Männer, die den Preis auf der Regatta gewonnen haben. Und wie soll ich es machen, um meiner Herrin die nöthigen Nachrichten zukommen zu lassen? Ich kann ihr durch ein verabredetes Zeichen zwar zu verstehen geben, daß ich ihr etwas Wichtiges mitzutheilen habe; aber wie soll ich ihr Kunde geben? Es gehen oft Monate hin, ohne daß ich sie sprechen kann."

Die Kammerfrau konnte nicht schreiben; Alles schien sich zu vereinigen, um Pecchios Pläne zu vereiteln. Schließlich ward vereinbart, daß Pecchio ein Fläschchen mit Mohnsaft, ein berühmtes Betäubungmittel, das in Venedig bereitet ward, in zwei Tagen mitbringen solle. Bertha hatte Angst; sie fürchtete, es möchte Gift sein. Pecchio beruhigte sie und sie kamen überein, daß Bertha den beiden Duennen Etwas von diesem Saft geben solle. Dann sollte sie den übrigen Dienstboten, die die Duennen haßten, Geld in die Hand stecken, auf diese Weise zu ihrer Herrin dringen und schließlich, wenn sie Pecchio Neues zu melden hätte, einen einzelnstehenden jungen Weidenbaum knicken, der mitten auf einer nahen Wiese gepflanzt war. Pecchio kehrte nach Mailand zurück und Bertha trieb ihre Gänse früher als gewöhnlich nach dem Schloßhof zurück. Sie wollte eine Gelegenheit wahrnehmen, um mit ihrer Herrin zu reden, selbst vor dem Eintreffen des Betäubungsmittels. Signor Pecchio war jung und galt für sehr unbeständig. Bertha ahnte nichts von seinen Racheplänen und war sehr in Sorge, er möchte das Stelldichein am Adda-Ufer vergessen.

Alles glückte nach Wunsch. Mit Hilfe des Mohnsaftes schläferte Bertha die Duennen ein, sprach mit ihrer Herrin und am Jahrmarktstage in Lecco betranken sich alle Dienstboten Ariberti's; dazu dienten die Zechinen, die Pecchio der Kammerfrau zugesteckt hatte. Ariberti selbst war in Mailand auf einem großen Ballfest, das die Signora Arezi, eine der vornehmsten Damen des Landes, gab.

Zur besprochenen Stunde fand Pecchio sich mit seinem Nachen gegenüber jenem verlassenen Theile des Schloßgartens ein. Die Duennen vermochten die Flucht ihrer Herrin nicht zu vereiteln. Bertha hatte alle Angst, sie zu vergiften, verloren und ihrem Wein eine Riesenmenge Mohnsaft beigemischt; sie folgte ihrer Herrin auf dem Nachen.

Pecchio sah zu seinem großen Leidwesen, daß Madonna Theresa Ariberti noch große Leidenschaft für ihn hegte oder daß diese neu entbrannt war; während er nur daran dachte, wie er sie loswürde. Sobald das Boot auf venezianischem Strand angelangt war, übergab er die Dame einem Mönch vom Orden des Heiligen Franziskus, den er bestochen hatte und der ihn auf einem kleinen Eiland nah am linken Adda-Ufer, das den Venezianern gehörte, erwartete. Der Mönch versprach, die Dame auf Umwegen nach Venedig zu geleiten. Sie beschwor Pecchio, sie nicht im Stich zu lassen, und da der Edelmann sich taub stellte, ging sie so weit, ihm Vorwürfe zu machen, daß er sie unter der Vorspiegelung, fortan mit ihr zusammenzuleben, aus ihrem Schloß entführt habe. Pecchio beeilte sich, nach dem mailändischen Adda-Ufer zurückzukehren. Er fand vorbereitete Relais, mit deren Hilfe er um zwei Uhr morgens in Mailand auf dem Ball der Signora Arezi erschien. Einer der Ersten, den er traf, war Ariberti, der, obwohl noch jung und schön von Angesicht, nicht tanzte, sondern mit düsterer Miene einherwandelte, als ahne er, was auf seinem Schloß geschehen war.

Am folgenden Tag erhielt er die traurige Kunde. Er eilte hin und stellte die genausten Nachforschungen an, konnte aber anfangs nichts entdecken. Die Duennen waren noch halb tot und der Sprache nicht mächtig, dank der Riesenmenge von Mohnsaft, die Bertha in ihrem Zorn ihnen beigebracht hatte. Nach mehreren Tagen vergeblichen Forschens fand Ariberti beim Durchsuchen des Zimmers der einen Duenna ein Fläschchen von merkwürdiger Form. Die Duenna gab auf sein Befragen an, sie habe dies Fläschchen erst vor zwei Tagen gefunden und glaube, es in den Händen von Bertha gesehen zu haben. Ariberti schlug sie halbtot, weil sie ihm diese Entdeckung nicht früher mitgetheilt hatte.

Verzweifelt, kein Anzeichen gefunden zu haben, kehrte er mit dem Fläschchen nach Mailand zurück. Er trug es selbst bei allen Apothekern der Stadt herum. Einer von ihnen sagte ihm mit eigenthümlicher Miene, dies Fläschchen stamme aus einer berühmten Apotheke in Venedig, die ein entlaufener griechischer Mönch halte. Ariberti verstand, daß der Apotheker nicht Alles sagte, was er wußte; er bedrohte ihn und bot ihm viel Geld. Schließlich gestand der Apotheker, daß dies Fläschchen kein Gift enthalte, sondern ein starkes Betäubungmittel, das man den Kranken in gewissen verzweifelten Fällen verabreiche, und daß er selbst dieses Fläschchen ein paar Tage zuvor dem Signor Pecchio verkauft habe.

— —

Es gelang Ariberti, den Pecchio während einer Reise, die er machte, unbemerkt aufzugreifen. Er ließ ihn in einen Sack stecken und in eins seiner Kastelle bringen, wo er in ein tiefes Verließ gesperrt und sozusagen lebendig begraben ward. Dies Alles geschah so heimlich, daß selbst Aribertis vertrauteste Diener keine Ahnung davon hatten, ausgenommen Den, der dem Gefangenen täglich etwas Wasser und Brot brachte, um sein elendes Dasein zu fristen.

Alles Suchen nach Pecchio in Stadt und Land war vergeblich; er war verschwunden. Die Justiz glaubte, er sei auf der Landstraße überfallen worden, zumal sein Pferd mit etlichen Blutspuren gefunden wurde. Eine Untersuchung ward angeordnet und zwei Personen, mit denen Pecchio kurz vor seinem Verschwinden einen Zwist gehabt hatte, wurden gefangen und gefoltert. In ihrer Qual gestanden sie, ihn getötet zu haben; sie wurden zum Tod verurtheilt und der Eine gehenkt, der Andere geköpft. Trotzdem lebte Pecchio; er lebte neunzehn Jahre lang, von 1546 bis 1565, in seinem finsteren und feuchten Verließ; bis Ariberti starb.

Die göttliche Vorsehung wollte, daß der Erbe des Schlosses eine Reparatur in der Nähe des tiefen Verließes vornehmen ließ. Die Arbeiter brachen ein Loch in die Mauer und erblickten zu ihrem Entsetzen einen Mann, dem das Haupthaar die Schultern bedeckte und dem ein struppiger Bart bis an die Kniе reichte. Auch die Kleider waren in Folge der Feuchtigkeit halb verfault und fielen ihm vom Leibe, so daß sie nicht einen civilisirten Menschen, sondern einen Wilden vor sich zu sehen vermeinten. Er war ganz gesund, trotzdem er die ganze Zeit keine gekochten Speisen genossen hatte. Man kann sich vorstellen, welches Aufsehen sein Erscheinen machte; seine Freunde und Verwandten strömten zu Hauf herbei. Nachdem er endgiltig als Pecchio erkannt war, ließ der Fürst ihm alle seine Güter zurückerstatten, die seine Söhne zum Theil schon verkauft hatten, da sie ihn tot wähnten.

Hiernach lebte er noch mehrere Jahre in voller Gesundheit und erzählte allen Freunden seine wunderbare Geschichte; Marielo, der sie wiedergiebt, hat sie selbst von ihm in Mailand erfahren.

Henry Beyle.

Anzeigen.

Im Kampfe für Rußlands Freiheit. Leipzig, Inselverlag.

Ein etwas pathetischer Titel für ein im Uebrigen sehr unpathetisches Buch, das man nicht ohne einige Ergriffenheit lesen kann; ein Buch ohne literarische Ambition, menschlich, einfältig, wahrhaftig; ein Bericht von Leiden und Schicksalen, in primitiver Anschaulichkeit erzählt; das Memoire eines Menschen, der handelt, kämpft und verfolgt wird; ein Bekennerbuch ohne Beichte; ein Lebensbuch ohne Didaktik; das Dokument einer Gruppe närrischer Altruisten, die sich stolz die Intelligenten nennen und nicht wissen, daß sie nur Helden sind. Ein schlichtes Buch, entnommen der Geschichte der russischen Sozialdemokratie um 1895, als die Polizeiherrschaft noch allgewaltig war; als noch schwachbärtige Optimisten Träger des Freiheitgedankens waren, die ihre Hoffnungen an Aufklärung und Bildung knüpften; als noch keine Bombe der Tyrannis der Knute die schrecklichere Tyrannis des Terror gegenübergestellt hatte. Das Buch erzählt von den Anfängen sozialdemokratischer Organisation in Rußland. Erzähler ist ein junger Aristokrat, der, mit einem sonderbaren Verantwortlichkeitgefühl ausgestattet, Adel, Vermögen und die Hofkarriere aufgab, um ein Kämpfer für Volksfreiheit und Volksbildung zu werden, mit einer Schaar mittelloser, gehetzter, gestoßener, zerschundener Existenzen eine höchst problematische Propaganda zu treiben, deren Erfolg immer nur das Leid am eigenen Leibe war. Reden und Diskussionen über Ideen, für die jeder Westeuropäer nur ein Lächeln übrig hat; Versammlungen, zu keinem anderen Zweck als zum Meinungsaustausch, Anfänge von Strikes; Flugblätter und Geheimdruckereien: Das sind die Verbrechen, die mit schlimmer Untersuchunghaft und vier Jahren Sibirien gebüßt werden. Aus Sibirien flieht man; auf wie viele und welche abenteuerliche Arten, mag man im Buch nachlesen. Herrlich, wie die List einer feineren Menschenart an der Verfolgung sich entzündet und über das Walten der rohen, undisziplinirten Macht triumphirt. Unter sechs falschen Pässen wird gelebt; ein Spion an den harmlosesten Dingen erkannt. Aufstehen, Alles im Stich lassen, mit dem nächsten Zug reisen, auf einer Zwischenstation auf der falschen Seite den Zug verlassen, um dem Geheimagenten zu entgehen, der im anderen Abtheil sitzt und den Haftbefehl in der Tasche hat; fremd und ohne Mittel in einer fremden Gegend sich weiterbringen: Das ist eins von den weniger komplizirten Abenteuern. Ein Hundedasein. Ein Viehleben, ertragen um einer Theorie, eines Gedankens, meinetwegen um einer Hoffnung willen. Helden oder Narren? Beides; sicherlich Menschen, denen auf irgendeine Art jeglicher Egoismus abhandengekommen ist. Märtyrer ohne Wehleidigkeit. Frauen sind unter ihnen das bewegende Element. Frauen von impulsivem Temperament, denen der Besitz der Kulturgüter noch mehr Bedürfniß ist. Von langer Haft und den Strapazen und Aufregungen der abenteuerlichsten Flucht (deren erster Theil sich, zum Beispiel, zwei Tage lang in einer Holzkiste vollzog) erholen sie sich in Paris. Sie wollen das große Leben sehen, hungern nach Oper, Lecture, Theater, genießen für zwei Monate Alles, dessen sie habhaft werden, und stürzen sich unermüdet von Neuem in die „Arbeit“: in Gefahr, Noth und Verfolgung. Ein unruhiges Gefühl beschleicht Einen vor diesen Frauen. Man fühlt, wie sehr sie

uns Friedlich=Genügsame verachten. Das Leben ist wohl kaum eine Sache, die man den Polizeihunden zum Fressen vorwirft. Aber schließlich hat man Intellekt, man hat Sinne. Mit Beiden wird man nicht fertig, die Welt auszukosten, die Einem nicht umsonst gegeben ist. Wie, wenns nicht am Intellekt, nicht an den Sinnen hapert, wie kann man altruistisch sein?

Breslau. Karl Müller=Raboth.

Archiv für Rechts= und Wirthschaftphilosophie; mit besonderer Berücksichtigung der Gesetzgebungfragen. Herausgegeben vom Geheimen Justizrath Professor Dr. J. Kohler (Berlin) und vom Dr. Berolzheimer (München). Vierteljahresschrift. Verlag Dr. Walther Rothschild, Berlin.

Das neue Jahrhundert erweist sich als eine Zeit der Befreiung von der Allherrschaft materialistischer Weltanschauung. Kunst und Literatur lehnen den bloßen Naturalismus ab, dem sie immerhin lebenswahre Technik und inhaltliche Vertiefung verdanken: die Geisteswissenschaften lösen sich aus der Umklammerung des öden Positivismus, durch den sie allerdings einst auf den Boden der Thatsachenforschung zurückgeführt worden sind. Diese Selbstbesinnung bedeutet die Wiedergeburt der Philosophie. Vornehmlich die Grundfragen von Recht, Staat, Wirthschaft, die in Nachwirkung von Comtes Soziologie immer rascher einer naturwissenschaftelnden Manier anheimzufallen drohten, werden wieder historisch-philosophisch gewürdigt, wobei die geschichtliche Betrachtung zur Universal= und Menschheitgeschichte erweitert wird und die Soziologie immer neuen fruchtbaren Werkstoff herbeischafft. Diese Bewegung ist nicht auf die Länder deutscher Sprache begrenzt; überall regt sich frisches Leben auf neuem Kulturgrund. Man versucht Neukonstruktionen, prüft auch wieder die Weltanschauungen früherer Tage. Daher erschien es uns an der Zeit, einen Sammelpunkt für die Fülle dieser Bestrebungen zu schaffen und die schöpferischen Geister, die der Menschheit die Kunde früherer Tage oder die fruchtbaren Keime der wissenschaftlichen Weiterbildung für die Zukunft zu schenken vermögen, zur Mitwirkung an dem Werk aufzufordern. Rechts= und Wirthschaftphilosophie aber verfallen weltfremdem Doktrinarismus, sofern sie sich nicht mit dem aus dem Nährboden unserer neuschöpferischen Zeit erwachsenden Recht auseinandersetzen. Dieser Einsicht entspringt die Erstreckung des Archivs auf die bedeutsameren Gesetzgebungfragen. Ein weiter Kreis ausgezeichneter Juristen (Theoretiker und Praktiker), Nationalökonomen, Philosophen, überhaupt denkender Geister der verschiedensten Kulturländer, die sich dem Unternehmen zur Seite stellen, geben die Gewähr des Gelingens. Denn an der Philosophie soll die ganze Kulturwelt mitarbeiten. Wir sind uns der Wichtigkeit unserer Unternehmung bewußt: das Recht ist Kulturerscheinung und die Rechtsphilosophie soll eine der wichtigsten Bethätigungen menschlichen Kulturbestrebens in ihrer Bedeutung für die Menschheit- und Weltentwickelung erforschen.

Professor Dr. Kohler und Dr. Berolzheimer.

Imelda Lambertazzi. Drama in einem Aufzug. S. Fischers Verlag.

Der Schauplatz: Bologna; die Zeit: 1273; die Menschen: ein Geschlecht, das in seiner rohen Kraft sich dem Leben noch unter den Gefahren des Bürgerkrieges

in rasender Leidenschaft hingiebt, in Heiterkeit oder in Trotz, von der beständigen Nähe des Todes zum Aeußersten entflammt. Und inmitten der wilden Streiter — hie Guelfen, hie Ghibellinen! — die Heldin, die allem Laster und Hohn und aller Gewalt ein nicht minder starkes Dulden entgegensetzt. Ihr Verwandter Pietro, unglücklich vermählt, bedrängt sie in heißem Verlangen. Imelda aber, vom Papst als ghibellinische „Friedensbraut" einem jungen Guelfen feierlich verlobt, fühlt ihr Herz in Einklang mit dieser Wahl: bis sie, in der Stunde höchster Gefahr, in dem schönen Jüngling statt eines Retters einen selbstsüchtig-eitlen, prahlenden Knaben erkennen muß. Da läßt sie das innere Schicksal Macht gewinnen über das äußere, zugleich mit dem Tode frei erwählend, was abzuwenden der Kampf ihres Lebens war: die Vereinigung mit dem von Kindheit an unbewußt Geliebten, dem trotz Kirchengesetz und Menschengebot und eigener Furcht ihr vorbestimmten Genossen. „Du Innigkeit!" flüstert der sterbende Pietro. Das wollte ich darstellen, das Gesetz und Gebot der Innigkeit, die schuldig-unschuldige Liebe, die unter dem dunklen erstickenden Laub der Gedanken und Gefühle, sich selbst verborgen, geblüht hat und jetzt ihre reife Frucht einem Verschmachtenden als letzte Labung aufopfert, einem Mißgeschaffenen, zeitlebens Unglücklichen. So wurde hier denn angestrebt, was Grillparzer einmal die wahre Aufgabe der dramatischen Poesie nennt: die gewagten (scheinbaren) Inkonsequenzen wiederzugeben, die eigentlich Inkonsequenzen der Natur sind, und also den Zuschauer die Kausalität fühlen zu lassen, wenn er sie auch nicht nachweisen kann. Freilich: selbst der Dichter der Jüdin von Toledo fügt hinzu: Eine gefährliche Richtung, der ich vielleicht nicht gewachsen war.

Freiburg i. B. U. C. Woerner.

Die berliner Gesellschaft. Berlin, Hugo Steinitz.

Als ein rother Faden (jedes richtige deutsche Buch muß ja seinen rothen Faden haben) zieht sich durch dieses Buch über die berliner Gesellschaft im zwanzigsten Jahrhundert ein Gedanke, richtiger noch: eine Ueberzeugung, die eigentlich mit dem Buch selbst geradezu in Widerspruch steht. Die Ueberzeugung nämlich, daß es jetzt, unter dem dritten deutschen Kaiserreiche der Hohenzollerndynastie, gar keine einheitliche berliner Gesellschaft giebt, die nach außen hin wie ein geschlossenes Ganzes erscheint, die sich zusammengehörig fühlt und gewisse Aufgaben, nützende und unnütze, solidarisch zu lösen bestrebt ist. Wir haben eine Hofgesellschaft, wir haben militärische, industrielle, finanzielle Kreise, wir haben die letzten Reste des biederen und tüchtigen Geheimrathviertels im alten Centrum: Ansätze und Ausläufer; aber nichts Fertiges, auf dem Boden alter Entwickelung Stehendes. Wir sind in dieser Hinsicht um ein tüchtiges Stück zurückgekommen im Vergleich zu dem ästhetisirenden und kritisirenden Berlin vor der Neugründnng des Kaiserthumes. Wir sind materieller, unfeiner, genußsüchtiger geworden. Die Kulturentwickelung hat, wenigstens auf diesem Gebiet, nicht Schritt gehalten mit dem politischen Wachsthum; und so bestätigt sich auch hier, allerdings in anderem Sinn, als man ihn anzuwenden pflegt, der Spruch, daß die Politik den Charakter verdirbt. Das Werklein über die berliner Gesellschaft tritt nicht mit dem Anspruch an die Oeffentlichkeit, eine tiefgründige Schilderung der sozialen Verhältnisse, der Lebensweise und der Gewohnheiten der sogenannten „Upper ten thousand" der Hauptstadt des Deutschen Reiches zu geben. Es will nur in lose aneinandergefügten Skizzen diese verschiedenen und verschieden-

artigen Milieus, den Hof, das Beamtenthum, die Diplomatie, das Militär, die Klubs, mit flüchtigen Strichen zeichnen. Wie sie sich dem Auge eines Beobachters zeigen, der sich bemüht hat, ohne Voreingenommenheit zu urtheilen. Dem Leser von heute bietet das Buch wohl nur Unterhaltung. Aber in fünfzig, in hundert Jahren mag es vielleicht dem ernsten Forscher werthvoll werden, der sich in den krausen Verhältnissen unserer Durchgangsperiode zurechtfinden will. Damit wäre dem Ehrgeiz des Verfassers schon genügt.

L. von Nordegg.
(A. von Wilke).

Das Aergerniß. Roman. S. Fischers Verlag in Berlin.

Isolde, Pastor Ellmenreichs hübsches Töchterchen, war als Lernschwester be den Diakonissinnen, fand es da aber gar nicht nett und kehrt ins Elternhaus zurück. Dort strandet zugleich mit ihr auch Vetter Hellmuth, verlorener Sohn sozusagen, inzwischen aber berühmter Bildhauer geworden, der den bald zu enthüllenden Jubiläumsbrunnen gemacht hat. Der Brunnen erregt den Zorn der Zeloten; die Pastoren eifern dagegen, mit Ausnahme Ellmenreichs, der „kein Banause" ist. Zwar schwärmt er für die Kunst, doch graut ihm vor den Künstlern; und Neffe Hellmuth muß ihm versprechen, für die Cousine nur reine Bruderliebe zu empfinden. Aber was thut das junge Blut? Kaum allein gelassen, fangen sie an, ein Bischen Hänschen und Annchen zu spielen, und der Onkel kommt dazu, wie Hellmuth seine Cousine gerade ... „auf den Arm küßt." Er stößt einen dumpfen Laut des Entsetzens aus und will, trotz regelrechtem Heirathantrag, seine Tochter dem Schlingel nicht geben. Was bleibt den Kindern übrig? Sie brennen durch. Was ist davon die Moral? Ungerechte Heirathverweigerung führt zu Wilder Ehe. Was hat Das mit dem inzwischen zerstörten Brunnen zu thun? Nicht das Geringste. Ein Wenig „Heimath", ein Wenig „Jugend"; und viel Unkraut, dem eigenen Kopf des Verfassers entsprossen, nämlich dem Walther Bloems, der das Stück „Der Jubiläumsbrunnen" geschrieben hat.

Nun eine andere Geschichte. Pastor Diesterkamp, ein eifriger Kämpfer für die Hebung der Sittlichkeit, findet neue Gelegenheit zum Wirken, als eine Alte Jungfer ihm mittheilt, daß in der Stadt ein Brunnen enthüllt werden soll, gräuelhaft anzuschauen für alle reinen Augen. Die beiden Empörten organisiren die Partei der Frommen; eine Protestversammlung wird abgehalten und endet mit dem fürchterlichsten Hereinfall, da aller geheime Schmutz und alle verborgene Lächerlichkeit im eigenen Lager entblößt und einer der düsteren Kämpen nach dem anderen von seinem Komiteesitz fortgehöhnt wird. Aber in der selben Nacht, wo der Sittlichkeitstaumel umschlägt in das Fastnachtgelächter auf Kosten der demaskirten Narren, in dieser Nacht vergreift sich des Stifters eigener Sohn an dem Brunnen. Denn Ernst, der Sohn des Kommerzienrathes Brooch, ist zugleich der Neffe Diesterkamps. Und die Komoedie Diesterkamps ist die Tragoedie des vierzehnjährigen Jungen, in dessen Seele die hellen Mächte des Elternhauses und die finsteren Einflüsse des Pastors mit einander ringen, bis er aus tiefster Verzweiflung that Erlösung findet in dem hellen Weltglauben, den ihn seine Mutter lehrt. Ein dunkler Klang in einer übermüthigen Komoedie sollte das Ringen und Befreien dieses Knaben sein, der ernstere Grund eines heiteren Spieles; zugleich aber auch die Darstellung von der Kehrseite der Dummheit, von der furchtbaren Macht dieser Fürstin der Finsterniß, die ihren komischen Ausdruck in der Niederlage der Sittlichkeitsfanatiker fand.

Was ich da eben erzählt habe, ist, auf die knappste Formel gebracht, der Inhalt meines neuen Romanes: „Das Aergerniß". Vergleicht man damit die Analyse des Stückes, so fällt in die Augen, daß, angeregt durch den selben Vorgang, der Verfasser des Stückes und der Verfasser des Romanes völlig verschiedene Wege gingen, Wege, die einander höchstens an einzelnen Punkten und auch dann nur rein äußerlich berühren. Dennoch hat Herr Rudolf Herzog, Kritiker der Berliner Neusten Nachrichten, zu folgenden Behauptungen den edlen Muth gefunden: „Eine Merkwürdigkeit drängt sich mir auf. Vor zwei Jahren schrieb der Wupperthaler Walther Bloem ein Drama ‚Der Jubiläumsbrunnen'. Alles, was vor Jahr und Tag Bloem in seinem Drama auf die Bühne brachte, Handlung, Motivirung, Gestalten und Charakterisirungen, Alles finden wir in Hegelers Roman wieder. Beide Autoren haben aus den selben Quellen geschöpft. Nur daß Bloem der Erste auf dem Plan war, so daß Hegeler ... besser von der Niederschrift des Romanes Abstand genommen hätte, da er nichts Neues zum Thema vorzubringen hatte." Ein schlimmer Dienst, den Herzog da seinem Busenfreunde Bloem erwiesen hat. Denn der Durchfall des „Jubiläumsbrunnens" war vergessen; vergessen waren auch die bitterbösen Kritiken. Nun wird man an Alles wieder erinnert. Armer Wupperthaler Bloem! Was aber Ihren Rath angeht, mein lieber Herr Herzog, daß ich auf die Niederschrift des Romanes hätte verzichten sollen: so kann ihn nur Der befolgen, dem ein neues Werk lediglich eine Geld- oder Eitelkeitfrage ist; und geben kann ihn nur Der, der keine Ahnung hat vom organischen Werden und von der inneren Nothwendigkeit eines Kunstwerkes. Mein Roman ist entstanden in fünfjähriger Arbeit. Vor fünf Jahren schrieb ich das erste Kapital, vor zwei Jahren hatte ich den vollständigen Plan und entscheidende Abschnitte fertig. Und das Alles sollte ich einfach unterdrücken, weil ein schwacher Dramatiker die paar Körnchen Anregung, die die Wirklichkeit geboten hatte, zu thörichten Tiraden benutzte? Ihnen freilich, Herr Herzog, kann es nicht schwer fallen, auf die Niederschrift eines Romanes zu verzichten. Sie blauäugiger Rheinländer, nicht dort oben ist Ihre Kunst geboren, ‚wo die Berge tragen Reben', sondern dort unten, wo man in abgelegenen Hintergäßchen Kunstwein fabrizirt. Ob Sie Ihren Phrasenspülicht, der schäumt und bесäuselt und herrlich mundet dem Lesepöbel, aber jedem Freunde echter Kunst Ekel erregt, ob Sie das Gebräu in diese oder jene Flasche gießen und es etiquettiren „Vom Niederrhein" oder „Lebenslied" oder „Moselblümchen" oder sonstwie: Das kann Ihnen vollkommen einerlei sein. Zuerst habe ich geglaubt, Ihre unwahren Behauptungen beruhten auf bewußter Absicht. Aber nein: Nicht einmal Leichtfertigkeit werfe ich Ihnen vor. Sogar die Möglichkeit, daß Sie meinen Roman wirklich gelesen haben, will ich nicht ganz verwerfen. Nur Mangel am primitivsten Unterscheidungvermögen trägt die Schuld. Dusterniß des Gehirns trägt die Schuld. Sie gehören eben zu den Leuten, die ich in meinem Roman lächerlich gemacht habe, Sie im Wesen Diesterkamp Verwandter! Sie spielen den Kritikus, wo doch Alles dazu Ihnen fehlt. Denn hätten Sie nur ein Bischen Geschmack, ein Bischen Sinn für Echtheit und Etwas von Aufrichtigkeit des Gefühles, das am Allerletzten der Künstler entbehren kann: so hätten Sie nach der Lecture Ihres ersten eigenen Romanes das Buch an die Wand geworfen und wären geworden, was so mancher brave Mann ist: ein ehrlicher Handwerker.

Weimar. Wilhelm Hegeler.

❦

Spökenkiker. Die Geschichte einer verirrten Menschenseele von Hermann Wette. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1907.

Dr. Hermann Wette ist ein tüchtiger Arzt, dem erstaunliche Zeitökonomie es möglich macht, sein starkes poetisches Talent in vielseitigem Schaffen zu bethätigen. Er hat westfälische Gedichte herausgegeben. Von seinen Dramen ist das eine, in Stabreimen verfaßte, Widukind, in Weimar aufgeführt worden. Wolfgang Kirchbach hat darüber einst in der „Zukunft“ gesagt: „Wer Gelegenheit hatte, der Aufführung beizuwohnen, wird mit froher Verwunderung empfunden haben, wie glücklich diese altdeutsche Redeform im Munde der Schauspieler wirkt.“ Ein anderes, das von Arnold Mendelssohn komponirte Musikdrama „Elsi, die seltsame Magd“ (der Stoff ist einer gleichnamigen Charakterskizze von Jeremias Gotthelf entnommen), hat beim kölner Theaterpublikum sehr freundliche Aufnahme gefunden. Im reifen Mannesalter hat sich dann Wette der Novellistik zugewandt und damit erst das Gebiet betreten, das ihm die volle Entfaltung seines reichen Talentes der Charakterisirung, Seelenanalyse und Stimmungmalerei ermöglicht. Sein dreibändiger Roman „Krauskopf“ hat einen wahren Enthusiasmus entfesselt; besonders der erste Band, der die Entwickelung einer reichbegabten Kinderseele darstellt, ergreift und rührt; und entzückt zugleich durch köstlichen Humor und die bunte Fülle interessanter Gestalten. Den weltgeschichtlichen Hintergrund der drei Bände giebt die Zeit der Reichsgründung und des Kulturkampfes. Im neusten Buch konzentrirt sich das Interesse auf die eine Person des Helden; eines mehr leidenden als handelnden Helden. Vom Standpunkte der novellistischen Technik wird dem Roman vielleicht Mancher vorwerfen, daß darin Reflexion die Handlung überwiege. Allein schon Turgenjew fand, „daß die alte, romantische Art, zu erzählen, sich überlebt habe, daß die Zeit der abenteuerlichen Begebenheiten und Spannungen vorbei sei und daß die Entwickelung seelischer Zustände auf Grund genauer Beobachtung der Wirklichkeit eine weit schwierigere und wichtigere Aufgabe für den Dichter bilde.“ Und am Spökenkiker ist zudem das literarische Kunstwerk noch nicht das Werthvollste. Das Buch hat einen hohen ethischen, psychologischen und sozialen Werth. Es zeigt in Form einer Lebensbeichte, wie ein fein organisirter Mensch, dem seine Visionen den Spottnamen Spökenkiker zuziehen, der bis ins späte Mannesalter rein wie ein Kind bleibt, als leidenschaftlicher Gottsucher nicht von irdischen Interessen, sondern nur von den tiefsten und höchsten Problemen bewegt wird, treu seine Berufspflichten als Lehrer der Alten Sprachen und daneben seine Familienpflichten erfüllt, wie dieser Mann an der Schwelle des Greisenalters durch seine unglückliche leibliche Organisation und durch den Umgang mit einem nicht zwar falschen, aber unbedachten Freund ein Trunkenbold wird und auf die tiefste Stufe lasterhafter Gemeinheit hinabsinkt, dann durch einen edlen Arzt, seinen dankbaren Schüler, gerettet wird und zuletzt, aus dem passiven Heldenthum zu dem der That sich aufschwingend, den Opfertod für die Familie seines Retters stirbt. Diese erschütternde Reihenfolge von Gemälden einer sich entwickelnden Seelenkrankheit und ihrer Heilung, von einem Kundigen entworfen, wird Tausende belehren und wirksam warnen.

Neisse. **Karl Jentsch.**

1907.

Das Jahr 1906 hat, Alles in Allem, so viele Hoffnungen erweckt, daß sein „Nachfolger Mühe haben wird, die vom Vorgänger ausgestellten Wechsel prompt einzulösen“: mit diesen Worten schloß ich im vorigen Jahr die Bilanz. Hat sich diese Voraussagung als richtig erwiesen? In der ersten Hälfte des Jahres wollten nur Wenige an einen Niedergang der Konjunktur glauben; nachher aber, als die Krisis in Amerika kam und die Insolvenzen an der deutschen Wasserkante folgten, als die Zinssätze nie geahnte Höhen erreichten und in der Eisenindustrie ein Kartell nach dem anderen zu Preisermäßigungen schritt, ergriff selbst die Muthigsten ein leises Bangen. So lange es ging, hielt man an der Illusion fest, daß wir in einer Periode „normaler Entwickelung“ lebten. Die Reichsbank versuchte, ihre Rate von $5\frac{1}{2}$ Prozent durchzuhalten; doch der amerikanische Schrecken vereitelte die besten Vorsätze. Die Geldpreise schnellten sprunghaft in die Höhe; das Gespenst der Kreditsperre tauchte auf; und auch bei uns fiel, was längst nur noch auf thönernen Füßen gestanden hatte. Die Geldnoth war schon im Jahr 1906 fühlbar gewesen; nach der amerikanischen Finanzkrisis wurde sie fast unerträglich. Der Rückblick lehrt, daß 1907 ein Jahr der Liquidation war. Die Ergebnisse der Hochkonjunktur wurden in Sicherheit gebracht. Manche Gesellschaft, deren Geschäftsjahr am dreißigsten Juni schloß, konnte noch sehr stattliche Dividenden geben; nur selten vernahm man die Klage, daß die Bestellungen langsam eingingen. Der Strom hat sein Tempo so sacht verringert, daß der Uebergang in eine Periode von „konstanterem Charakter“, wie es in dem Geschäftsbericht der Siemens-Schuckert-Werke heißt, kaum merkbar wurde. Ein Beweis, daß die deutsche Wirthschaft auf starker Grundlage ruht. Auf stärkerer mindestens als vor sieben Jahren. Damals war die reichliche Hälfte aller Aufträge, die an die Industrie kamen, von spekulativen Absichten bewirkt; man hatte umfangreiche Bestellungen gemacht, weil Animirberichte die Hoffnung schufen, daß die Preise weiter steigen würden. Statt der Steigerung kam dann ein heftiger Rückschlag und die Fabrikanten waren gezwungen, auf die zu Hochkonjunkturpreisen gekauften Rohmaterialien große Verluste abzubuchen. Heute giebts diese Noth nicht. Schon der hohe Zins und die Schwierigkeit der Geldbeschaffung haben die Besteller gezwungen, sich auf die Deckung des wirklich vorhandenen Bedarfes zu beschränken. Die Industrie arbeitet nicht für Zukunftchancen, sondern fürs „Tägliche“: Das ist heute ihr Glück. Wir haben wieder einmal gelernt, daß die Geldverzeugung mit der Waarenproduktion nicht gleichen Schritt hält. Wie das Jahr geendet hätte, wenn Amerika ruhig geblieben wäre, kann Keiner bestimmt sagen; wahrscheinlich brauchten wir mit dem Saldo nicht unzufrieden zu sein. Die Angst hat die Yankees toll gemacht; die Angst hat sie veranlaßt, Hunderte von Millionen Dollars den Banken wegzunehmen und in den Schrank zu schließen. Diese nothwendigen Betriebsmittel fehlten plötzlich dem Geschäftsleben und die Folgen einer so gewaltsamen Blutentziehung zeigten sich bald. Zu den Uebelständen auf dem Geld- und Kapitalmarkt kam die Steigerung der Lebensmittelpreise und die Hausse auf den Getreidemärkten. Weizen und Roggen erreichten Rekordsätze. In Chicago, Liverpool, Budapest versagten die Schutzmaßregeln gegen spekulative Preistreibereien. Die ausgleichenden Wirkungen eines gesunden Getreideterminhandels fehlten. Und sie werden weiter fehlen; denn das neue Börsen-

gesetz hebt das Terminhandelsverbot für Getreide und Mühlenfabrikate nicht auf. Doch hat das Jahr 1907 wieder gelehrt, wie schädlich dieses Verbot wirkt. Die Effektentransaktionen, die per Kasse gemacht werden müssen, sind eine schwere Last für den Geldmarkt. Der Satz für tägliches Geld, der 1907 nicht unter 4 Prozent zurückging, ließ in ununterbrochener Folge den Einfluß einer auf die Verwendung baren Geldes angewiesenen Spekulation auf die Bewegung des Zinsfußes erkennen. Ein Glück bei Alledem, daß der Börsenverkehr an sich ziemlich eingeschränkt war.

Die Reichsbank, die zur Hüterin des Geldmarktes bestellt ist, hat mit der Börse die wenigsten Schwierigkeiten gehabt; andere aber in Fülle. Nie ist dem Reichsbankdirektorium der Schutz der deutschen Währung so schwer gemacht worden. Die Steuergrenze, die die Bank 1906 siebenzehnmal überschritten hatte, hat im letzten Jahr neunundzwanzig Mal nicht genügt. Der vorjährige Rekordausweis vom dreißigsten September, der einen steuerpflichtigen Betrag von 505,34 Millionen gebracht hatte, ist durch den entsprechenden Status dieses Jahres mit 513 Millionen geschlagen worden. Die Summe der umlaufenden Noten hatte am dreißigsten September 1907 die vorher noch nie dagewesene Höhe von 1825 Millionen erreicht. Wenn die Verschlechterung des Status sich in den Grenzen des Vorjahres hält, wird die steuerfreie Notenreserve um mehr als 700 Millionen überschritten; und dabei wird die Deckung der Noten nur sehr wenig über das gesetzliche Drittel hinausgehen. Der Diskontsatz der Reichsbank sank im Jahr 1907 nicht unter 5½ Prozent, stieg bis auf 7½ Prozent und erreichte einen Durchschnitt von 6,03 Prozent (gegen 5,15 im Jahr 1906). Der Privatdiskont betrug im Durchschnitt 5,15 Prozent (gegen 4,04 im vorigen Jahr). Die Erhöhung des Zinsfußes war eine internationale Erscheinung. Ueberall suchte man sich vor dem wüthenden Goldhunger Amerikas zu schützen und erhöhte deshalb den Diskont. Besonders exponirt war die Bank von England, die innerhalb einer Woche ihre Rate dreimal, bis auf 7 Prozent, erhöhte. Das war seit dem Jahr 1873 nicht mehr vorgekommen. John Bull wollte sich von Onkel Sam eben nicht alles Geld nehmen lassen. Die Bank von Frankreich, die Retterin in der Noth, half zweimal mit je 3 Millionen Pfund. Das war für Amerika wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Und die Bank von Frankreich wollte „gebeten" sein. Schließlich übernahm Rothschild die Rolle des ehrlichen Maklers; aber der stolzen Alten aus Threedneadlestreet kamen doch wohl Zweifel, ob es gut sei, der französischen Kollegin den Ruhm der Retterin des Geldmarktes zu lassen. Amerika ist schuld daran, daß heute auf dem ganzen Erdenrund kein normaler Wechselzinsfuß zu finden ist. Bei uns hat man für Bankengeld 9 bis 10 Prozent zu zahlen. Und das Schlimmste ist, daß man sich auch daran zu gewöhnen beginnt. Die Internationalität der Geldnoth hat die Geister angeregt, auf Hilfe zu sinnen. Luzzatti, der ideenreiche und behende italienische Finanzmann, schlug eine ständige internationale Einrichtung zur Abwehr des Kampfes ums Gold vor; Andere dachten an die Schaffung internationaler Banknoten und eines internationalen Giroverkehres. Man vergaß nur die Verschiedenartigkeit der Währungen, die jeden Ausgleich erschwert. In Deutschland wurde eifrig die Förderung des Checkverkehres empfohlen. Banken und Handelskammern nährten die Agitation. Der Deutsche Bankiertag, der im September in Hamburg arbeitete und feierte, beschäftigte sich mit allen Tagesfragen des Geldmarktes; und das praktische Ergebniß war zunächst ein Checkgesetzentwurf, über den der Reichstag zu beschließen hat. Bei der Reichsbank wurde eine

Clearingstelle für den Hypothekenverkehr eingerichtet, die dem selben Zweck wie die erwähnten Erleichterungmaßregeln dienen soll: den Geldmarkt zu entlasten.

Auf dem Felde der Anlagepapiere wirkte der hohe Zinsfuß des offenen Marktes wie ein Hagelschauer. Mit einer Verzinsung von 4 Prozent ist man heute nicht mehr zufrieden. Die Kurse der Staatsanleihen mußten also dem Bedürfniß angepaßt werden; die dreiprozentige Reichsanleihe sank so tief wie nie vorher (in der Achtung und im Kurs): auf 80,90; und die dreieinhalbprozentigen Anleihen des Deutschen Reiches waren eine Weile zu 91,90 zu haben. Einst hatten die dreiprozentigen Anleihen dicht unter Pari gestanden. Die Umwerthung der feinsten Werthe war 1907 noch viel sichtbarer als im Jahr vorher. Das Reich und Preußen mußten ihren Geldbedarf durch Ausgabe von Schatzanweisungen decken: 200 Millionen; zu 4 Prozent und zum Kurs von 99. Das Konsortium für die dreieinhalbprozentigen Anleihen vom Jahr vorher konnte sich erst im Mai dieses Jahres auflösen. Die Kommunen, die in der ersten Hälfte des Jahres mit starken Anforderungen an den Geldmarkt herangetreten waren, mußten sich zu 4 Prozent Zinsen bequemen und zufrieden sein, wenn sie die Papiere zu 98 anbrachten. Später ging auch Das nicht mehr; und so ließen sich mehrere Stadtgemeinden, zuerst Elberfeld, die Genehmigung zur Aufnahme 4½ prozentiger Anleihen ertheilen. In den Kommunen bliebs bei der Absicht; die Deutsche Hypothekenbank in Berlin aber brachte zweimal je 10 Millionen 4½ prozentiger Obligationen heraus. Entsetzt sah man das Kursgebäude der 3½- und 4prozentigen Papiere wanken und die Verluste weiter in die Millionen wachsen. Doch die Deutsche Hypothekenbank fand keine Nachahmerin; und heute ist die Besorgniß vor dem neuen Zinsfuß wieder geschwunden. Die Deutsche Hypothenbank wich vom gewohnten Weg, um dem Grundstückmarkt zu helfen. Der hat schlimme Tage erlebt. Die Banken konnten keine Pfandbriefe verkaufen und mußten deshalb bei der Hingabe von Hypothenkendarlehen vorsichtig sein. Auch das private Kapital fehlte. In Berlin waren feinste Erste Hypotheken zu 4⅞ Prozent zu haben. Viele Baupläne mußten unausgeführt bleiben; und die Terrainspekulation sah sich um manche Frucht betrogen. Die Aussperrung der Bauarbeiter in Berlin, die beinahe sechs Monate dauerte, konnte dem Baugeschäft keinen größeren Schaden zufügen, als ihm durch den Mangel an Betriebskapital verursacht wurde. Trotzdem blieben die Insolvenzen in der berliner Baubranche auf wenige Firmen beschränkt. Schlimmer sah es in Hamburg aus. Dem Haller-Krach folgten die Zusammenbrüche der Exportfirmen Walther, Delbanco & Co., F. Lappenberg und in Altona der Wachsbleiche J. C. F. Moeller. Aber auch da und in anderen Hansestädten wars weniger gefährlich, als man zunächst gefürchtet hatte. Was fiel, war schon lange faul gewesen. Auswüchse des Acceptkredites, der, in einzelnen Fällen, bis in die höchsten Kreise der Banken hinaufreichte, kamen ans Licht. Von den Verlusten wurden die wirklich soliden Institute nicht allzu schwer betroffen. Diese Verluste könnten jedenfalls keine der deutschen Großbanken zu einer Ermäßigung der Dividende zwingen. Ob sie aus anderen Gründen nothwendig werden wird, weiß man heute noch nicht. Nur die Deutsche Bank und die Diskontogesellschaft werden, so hieß es an der Börse, eben so viel zahlen wie 1906. Die Banken haben kein Jahr üppigen Segens hinter sich. Die Zinserträgnisse werden ansehnlich sein; dem Einnahmenplus stehen aber höhere Passivzinsen gegenüber. Die Einnahmen an Provisionen, namentlich im laufenden Geschäft, sind wohl auch nicht zurückgegangen.

Aber das Effektengeschäft ist allmählich auf den Hund gekommen. Neue Emissionen waren fast nur in der ersten Hälfte des Jahres zu verzeichnen; und da blieb der Gesamtbetrag (mit 1488 Millionen) um beinahe 600 Millionen hinter der Summe des ersten Semesters 1906 zurück. Von den alten Effekten- und Konsortialbeständen war bei dem schlechten Preis nicht viel abzustoßen und die Kursrückgänge forderten hohe Abschreibungen. Wie die Kursentwickelung war, zeigt die folgende Tabelle:

	2. Januar	15. März	17. August	14. Dezember
Deutsche Bank	243,50	233,60	219,50	225,37
Diskontogesellschaft	187,25	176,10	165,—	168,75
Dresdener Bank	159,25	147,75	135,30	136,25
Handelsgesellschaft	175,75	161,75	148,10	152,25
Harpener	213,90	207,90	186,60	192,50
Bochumer	244,—	225,20	201,50	189,75
Laurahütte	245,—	226,20	215,60	213,30
Phoenix	213,90	194,—	167,50	165,25
A. E.-G.	214,25	198,50	181,90	194,40
Packetfahrt	157,60	140,25	127,90	114,—
Lloyd	132,—	123,—	112,75	103,90
4% Russen von 1902	81,30	76,75	72,60	80,40
3% Reichsanleihe	87,40	84,80	81,30	82,40
3½% Reichsanleihe	98,20	96,—	92,—	92,30

Die Zurückhaltung der Großbanken hat sich auch darin gezeigt, daß sie im Jahr 1907 dem Aufsaugungprozeß unthätig zusahen. Der setzte sich in der Provinz trotzdem fort. Einzelne kleine und mittelgroße Firmen wurden insolvent (die Kitzinger Effekten- und Wechselbank Scheidt & Sohn; Müller & Graser in Bamberg; Gewerbebank in Speyer; Sahler & Co. in Kreuznach; Marienberger Privatbank) und boten den Aktienbanken Gelegenheit, neue Filialen aufzumachen. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, die ihr Aktienkapital um 14,30 Millionen erhöht hat, ging nach Kreuznach; die Bayerische Vereinsbank und die Bayerische Diskonto- und Wechselbank wanderten nach Kitzingen; die Rheinische Kreditbank übernahm die Gewerbebank in Speyer. Sehr rührig war die Magdeburger Privatbank, die sich den Eisleben er Bankverein, die Eisenacher Kreditbank und die Vereinsbank in Mühlhausen angliederte; der Magdeburger Bankverein trat in engere Beziehungen zur Diskontogesellschaft, in deren Concern die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig ihr Kapital um 10 Millionen (auf 90) erhöhte und den Bernburger Bankverein übernahm. Die Süddeutsche Diskontogesellschaft erhöhte ihr Kapital um 10, der Essener Bankverein seins um 5 Millionen. Neu gegründet wurde der Westdeutsche Bankverein und die bekannte berliner Bankfirma Karl Neuburger, die in eine Kommanditgesellschaft auf Aktien (mit 5 Millionen Kapital) umgewandelt worden ist. Die bayerischen Bankinstitute, die bisher nicht sehr beweglich gewesen waren, haben das Versäumte nachgeholt. Die Bayerische Vereinsbank übernahm die Würzburger Volksbank, die Nürnberger Bank und die Bayerische Handelsbank. Auch eine Treuhandgesellschaft, die Bayerische Revision- und Vermögensverwaltung-Aktiengesellschaft, wurde gegründet. Die Kasuistik auf diesem Gebiet noch weiter fortzusetzen, hat kaum besonderen Werth; es genügt, zu konstatiren, daß das Jahr 1907 mehr der Provinz als den berliner Großbanken gehört hat.

Regeres Leben als im Bereich der Banken zeigte sich in der Industrie, deren Kapitalbedarf nicht gering war. Hier gabs auch beträchtliche Emissionen; die wichtigsten, wie immer, in der Montanindustrie. Allein für die Fusion Phoenix-Nordstern mußten 48 Millionen Mark mobilisirt werden. Die Hüttenzechenfrage ist noch immer nicht endgiltig beantwortet. Das Reichsgericht hat zu Gunsten, das hammer Oberlandesgericht zu Ungunsten der Hüttenzechen entschieden. Jetzt wartet man auf das neue Urtheil des Reichsgerichtes. Auch der Hiberniastreit schwebt noch und der Fiskus hat noch keine Aussicht auf Sieg. Das Kohlensyndikat bleibt bei den Hochkonjunkturpreisen und freut sich des auf drei Jahre laufenden Lieferungsvertrages mit der preußischen Staatsbahnverwaltung. An der Aufhebung der Exportvergütung hielt das Syndikat fest. Die Zahl seiner Gegner wuchs; mit ihr aber auch das Selbstvertrauen des mächtigsten Kartells der Montanindustrie. Die preußische Berggesetznovelle hat das die Bergwerkindustrie beherrschende Großkapital nicht aus der Fassung gebracht. Nicht einmal die Konflikte im Kalibergbau sind deshalb um eine Stunde früher beigelegt worden, als den streitenden Parteien genehm war. Das Kalisyndikat machte seinen Frieden mit Sollstedt, Aschersleben, den Deutschen Kaliwerken und Hohenfels; aber der Streit wird von neuen Außenseitern fortgesetzt werden, so lange es Kalibetriebe giebt, die außerhalb des Verbandes stehen. Der Kartellgedanke aber ist lebendig geblieben und kann in der Eisenindustrie Erfolge aufweisen. Der bedeutsamste war die Verlängerung des Stahlwerkverbandes auf fünf Jahre, die, nach heißen Kämpfen, knapp vor Thoresschluß erfolgte. Die Maxhütte in der Oberpfalz und die Westfälischen Stahlwerke hatten heftig opponirt; schließlich kam man zu einer Einigung; aber der Verband blieb, was er war: ein Torso. Die Produkte B, Stabeisen, wurden von der Syndizirung ausgeschlossen; und alle Bemühungen, einen Stabeisenverband zu schaffen, blieben erfolglos. Mit dem Stahlwerkverband treten in eine neue Epoche: die Schiffbaustahlvereinigung, die Trägerhändlervereinigung, das internationale Schienenkartell, der belgische Stahlwerkverband. In Oberschlesien wurde die Oberschlesische Stahlwerkgesellschaft neu gegründet und das Oberschlesische Roheisensyndikat auf ein Jahr verlängert. Auch das Gas- und Siederöhrensyndikat und der Walzdrahtverband sind erneuert worden. Dabei fehlte es nicht an Sonderbestrebungen zur Befestigung der eigenen Position, ohne Rücksicht auf Kartelle und Syndikate. Dahin gehört die Uebernahme des Limburger Fabrik- und Hüttenvereins durch das Eisen- und Stahlwerk Hoesch und die Angliederung der Händlerfirma Steffens & Noelle an die Oberschlesische Eisenbahnbedarfsgesellschaft. Die Politik des Stahlwerkverbandes war bis in die letzten Monate auf die Erhaltung einer möglichst optimistischen Stimmung gerichtet. Er beseitigte zunächst die Exportprämien und wollte die Preise bis über das Jahresende hinaus unverändert lassen. Aber die Verhältnisse waren stärker als er und so mußte er dem Roheisensyndikat und dem Walzwerkverband folgen und die Preise für Halbzeug und Formeisen noch vor Jahresschluß ermäßigen. Zugleich war er gezwungen, die Ausfuhrprämie für Halbzeug wieder einzuführen und sogar zu erhöhen. Die Eisenindustrie tritt also mit niedrigeren, das Kohlengewerbe mit unveränderten Preisen in das Jahr 1908 ein. Große Bestellungen erhielt die Eisenindustrie von der Eisenbahnverwaltung. Auch der Stahlwerkverband schloß einen dreijährigen Lieferungsvertrag ab. Als Kuriosum sei erwähnt, daß Frankreich zum ersten Mal nach dem Krieg Lokomotiven in Deutschland bestellte. Die großen Hütten-

gesellschaften, deren Geschäftsjahr am dreißigsten Juni schloß, wie Bochumer Guß, Geisweider Eisen, Haspe, Hoesch, Phoenix, Rheinstahl, zahlten um 2 bis 3 Prozent höhere Dividenden als im Jahr vorher; und man erwartet, daß das nächste Jahr nicht viel schlechter sein wird. Der Clou auf dem Montanmarkt war wieder die Dividende der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz, die zum zweiten Mal 500 Prozent vertheilte; und den größten Fortschritt zeigte das Ergebniß der Deutsch-Oesterreichischen Mannesmannröhrenwerke, die, einst ein dividendenloses Schmerzenskind der Deutschen Bank, im vergangenen Jahr 5 und diesmal 12 Prozent ausschütten konnten. Solche Erfolge gewähren einen kleinen Trost im Jammer über die amerikanischen Vorgänge, die uns bisher ja nur indirekt berührt haben. Daß der amerikanische Stahltrust nur den dritten Theil seiner Hochöfen in Betrieb hält und daß der Kupfertrust alle Minen bis auf eine geschlossen hat, kann uns nur lieb sein. Dann wird weniger produzirt und die Gefahr der Konkurrenz verringert sich. Auf dem Metallmarkt wurden Kupfer, Zinn und Blei besonders schwer getroffen.

Wie gut das Jahr für die Elektrizitätindustrie war, lehrt der Geschäftsbericht der A. E.-G., der die stolzeste Ziffernreihe brachte. Die Schuckert-Gesellschaft erhöhte ihr Grundkapital um 8 Millionen und ordnete die Verhältnisse der Kontinentalen Gesellschaft in Nürnberg. Auch die Chemische Industrie hatte nicht zu klagen; ihr größter deutscher Concern (Elberfelder Farbenfabriken, Badische Anilinfabrik und Anilinfabrik Treptow) hat eine eigene Kohlenzeche angekauft und die Absatzchancen sind günstig. Welche Folgen die Erneuerung der brüsseler Zuckerkonvention und des Spiritusringes haben wird, läßt sich heute noch nicht voraussehen. Niemand weiß ja, was aus den Monopolplänen des Reiches werden wird.

Die deutsche Börse hat ihr Sonderdasein weiter geführt und sich beinahe besser gehalten als die Effektenmärkte anderer Länder; sie blieb unberührt von den Börsenkrisen in Italien und den Niederlanden und von der egyptischen Finanzkrisis, deren Wirkung in Wien fühlbar war. Die amerikanischen Unheilsdrohungen fanden in Berlin einen stärkeren Widerstand, als man nach den Erfahrungen früherer Jahre erwartet hatte. Der Kampf Roosevelts gegen die Korruption wurde mit derselben Skepsis aufgenommen wie alle Reformversuche des Schatzsekretärs. Reale Erfolge fehlen bis jetzt und können sich erst einstellen, wenn die amerikanische Bundesbank endlich errichtet ist. Ueber die Aldrichbill (zur Reform der Umlaufsmittel), die im Frühjahr in Kraft trat, konnte man zuerst kaum genug Worte des Lobes finden; heute wissen die Meisten nicht mehr, daß eine solche Bill überhaupt existirt. Die bekannten Zahlungeinstellungen von Trust Companies und einzelnen Nationalbanken verloren bald ihr „aktuelles" Interesse; dagegen bewunderte man die Geschicklichkeit, mit der Leute wie Morgan verstanden, noch in der schlimmsten Lage ein Geschäft zu machen wie die Verschmelzung des Stahltrusts mit der Tennessee Coal and Iron Company. Den Harriman, Morgan und Rockefeller hat die Krisis neue Ehren eingetragen und Roosevelt hat einen großen Theil seiner Popularität eingebüßt. Die nordamerikanische Union bleibt einstweilen ein unsicherer Kantonist; aber die finanziellen Interessen der deutschen Bankwelt und des Publikums sind nicht mehr so eng mit denen Amerikas verknüpft, daß wir ernstlich besorgt übers Meer blicken und ein Jahr schwerer Finanz- und Industriekatastrophen fürchten müssen.

Im Jahr 1907 ist die Produktion und der Kredit eingeschränkt worden. Eine gesunde, ruhige Entwickelung ist möglich. Ob sie kommt, weiß Keiner. Kein solider Geschäftsmann hat aber auch Grund, das Herz in die Hosen sinken zu lassen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.


Kupferberg Gold
DIE QUALITÄTS-MARKE

vom Krieg zerschmetterten Lokomotive „mit aufgerissener Brust" — oder des „Knarrens jenes Stuhls im Bureau der P. C. F. Co, auf dem der durch seine Fettsucht träge gewordene Cecil Rhodes sass".

Was musste erlebt — dichterisch erlebt — worden sein, ehe dieses Bändchen zustande kam. Die künstlerische Objektivität geht hier so weit, dass man eine ganze Zeit lang versucht ist, das Werk für eine Verherrlichung der imperialitischen Idee zu halten. Die Satyre arbeitet hier mit den Mitteln treuester Darstellung, ohne die leiseste parteiliche Färbung, ohne das mindeste tendenziöse Pathos, „Was immer er beschrieb, immer gab es eine unerwartete Vision" berichten die Verfasser von ihrem Dichterhelden. Diese unerwarteten Visionen, in denen die Darstellung anschaulich wird, bieten die Verfasser in reichster Fülle selbst. Da sind Naturbilder von seltener Ursprünglichkeit, eingewoben zwischen der athemraubenden Schilderung zeitgeschichtlichen Geschehens und der Darstellung von psychischen Vorgängen, die hart an der Grenze der Wahrnehmbarkeit liegen. Zu tief wird untergetaucht in dem engeren Schauplatz — die Seele des Dichters — und weit und fest wird dabei ausgegriffen in die konkrete Szenerie, in das Milieu des Krieges und der Handlung, die um die Person des Helden vor sich geht.

Eine sonderbare Technik überspringt all die Uebergänge, die sonst in Romanen an der Geduld des Lesers zehren, ohne Umschweife wird die Situation jeweilig in ihrem Mittelpunkt erfasst und der Leser fühlt sich wie ein Freund, dem man nicht weitschweifige Berichte gibt, sondern den man stillschweidend teilnehmen lässt an unmittelbarem Erleben.



Urteile der Presse.

Berliner Morgenpost:

Ein merkwürdiges Buch! Zwei Pariser Journalisten haben es verfasst und damit den letztjährigen Goncourtpreis errungen. Im Vordergrunde steht ein problematischer Mensch, Künstler, Patriot, Abenteurer, Weltenbummler — Dingley oder Rudyard Kipling. Fühlen und Wollen dieses ausserordentlichen Menschen — Dingley oder Kipling — ordnen sich dem Willen unter, der in erster Linie dem englischen Imperialismus dienen will, in zweiter Linie die Dinge und Geschehnisse in ihrer tragischen Logik zu Büchern verarbeitet. Das Bild des berühmten Engländers Kipling ist geistreich gezeichnet, aus seinen Werken herausgefühlt, seinen persönlichsten Tendenzen angepasst. Ein neuer Dichtertyp, aus nationalem Hochmut und Künstleregoismus zusammengesetzt, Tatkraft und Phantasie, so eine Art Uebermensch. Dingley steht mitten im hoffnungslosen Kampfe der Buren gegen Britanniens Weltherrschaft. Er schwelgt in der grausigen Schönheit des Krieges, des Schlachtfeldes, der Soldatenlager, — das andere, Jammer, Elend, Freiheitsdrang eines armen Volkes, sagt ihm nichts. Er lebt in der Welt seiner Ideen und nicht in der Welt, in der man ums tägliche Brot sorgt. Mit stoischer Ruhe schreitet er über Opfer hinweg, über das Leid seiner Frau, über den Tod seines Kindes, über das unrühmliche Sterben eines Helden und reckt und streckt sich nur, als er sich an einer noch grösseren Tatkraftsbestie misst, an Cecil Rhodes. Dieses merkwürdige Buch begeistert sich nicht, entrüstet sich nicht, sondern schildert nur. Hier und da klingt eine leise Ironie durch, kaum wahrnehmbar, so in den Briefen der Frau des Dichters, so in der Unterredung Dingleys mit Cecil Rhodes. Uud doch ist der ganze Roman eine Satyre, nicht etwa auf den berühmten Dingley oder Kipling, die schliesslich nur das Ideal einer Rasse darstellen, sondern auf diese Rasse selbst — auf England, das zu viele Engländer und zu wenige Menschen heranbildet.

Neue Zürcher Zeitung:

Das Buch der Brüder Tharaud ist jedoch nicht bloss eine feine Satire auf den kriegerischen Imperialismus und die von der Wirklichkeit grausam desavouierte und verhöhnte Welt der Illusionen, in welcher die Dichter leben, sondern es ist zugleich ein echt poetisches Werk mit prachtvollen Naturschilderungen und packenden Szenen aus dem Burenkrieg. Der dramatischen Gedrängtheit der Erzählung entspricht auch der knappe, dabei ungemein kraftvolle und plastische Stil, dem die Uebersetzung in vorzüglicher Weise gerecht geworden.

National-Zeitung:

In einer erstaunlichen Knappheit entrollt dieses Buch mit blendender Intelligenz und der neuesten Originalität die wilde Grausamkeit einer für die Grösse ihres Vaterlandes begeisterten Rasse. Der Stil ist ebenfalls knapp, einfach, klar und zugespitzt; alles vereint sich, um den Eindruck von Ergriffenheit und banger Furcht hervorzurufen, den man von den ersten Zeilen bis zum Schluss empfindet.

Deutsche Kolonien:

Es ist ein höchst eigenartiges Buch. Man fängt an zu lesen, glaubt in der Einleitung zu sein und ist doch schon mitten drin in der Erzählung. Scheinbar zusammenhangslos mit dem vorhergehenden beginnt ein neues Kapitel. Und doch fesselt's vom ersten Satze so, dass man weiter lesen muss. Zum Schluss steht ein Bild von solcher Lebenswahrheit und eindringlicher Plastik vor uns, dass wir eigentlich erstaunt darüber sind, wie die zusammenhangslosen Szenen sich so fest und organisch aneinanderfügen, wie sie sich zu einem so schönen Gemälde verschmelzen konnten.

Der Roman ist ein echtes Kunstwerk unserer Zeit. Der Industrialismus, der Zeitmangel, der Telegrammstil u. s. w. drücken unserer Kultur und auch unserer Kunst ihren Stempel auf. Der Blick ist nur auf das Wesentliche gerichtet. Die Liebe für gewisse Nebensächlichkeiten ist fast verloren gegangen. Man liebt die ungebrochenen Farben. Erst in gewisser Entfernung mischen sich die Farbenflecke — wie bei einem Mosaikgemälde — im Auge und lassen die Schönheiten des Bildes erkennen.

Diese Art der Darstellung in der beschreibenden Kunst finden wir bei den Gebrüdern Tharaud. Der Roman spielt zur Zeit des Burenkrieges, zum grössten Teil auf südwestafrikanischem Boden, und erhält dadurch einen höchst dramatischen Hintergrund. Das Spiegelbild, das der Charakter eines Vollblutengländers in den Augen der beiden Verfasser erzeugt, macht das Buch allein schon lesenswert. Niemand wird es aus der Hand legen, ohne vielseitige Anregung empfangen zu haben.

Basler Nachrichten:

Dies alles ist ganz ernsthaft erzählt, in ruhiger Sprache, ohne Uebertreibung, mit vorzüglichen Detailschilderungen, voll realistischer Kraft und feiner psychologischer Beobachtung. Lag es nicht dennoch in der Absicht der französischen Autoren, eine blutige Satire auf den britischen Imperialismus zu schreiben und die tonangebenden englischen Schriftsteller, die ihn vertreten — vielleicht auch auf die guten Franzosen, die stets das Wort von der Ueberlegenheit der Angloschsen im Munde führen? Die Brüder Tharaud vermeiden auch den Schein davon und wirken nur um so stärker. Ihre Darstellung ist wohl eher geeignet, in den Geisteszustand der grossen Massen des englischen Volkes und seine hochfliegenden unklaren Aspirationen einzuführen, als manche dickbändige politische Werke und deshalb sei die kleine Schrift nicht nur als eine gute literarische Leistung, sondern vor allem als ein Beitrag zur Völkerpsychologie jedermann bestens empfohlen.

Deutsche Warte:

Das Buch ist reich an Gedanken und Beiträgen zur Charakteristik des englischen Volkes.

Hamburger Fremdenblatt:

Zahlreiche geistreiche Aperçus, manche paradox klingende Behauptung von interessanter Kühnheit würzen diesen eigenartigen Roman, dessen Schluss wie eine Satire auf den schrankenlosen Imperialismus kingt; denn der eifrigste Verfechter dieser Idee wird von der Menge achtlos beiseite geschoben, als er sich erkühnt, auf tatsächliche Schäden im Staatsorganismus hinzuweisen und auf ihre Abstellung zu dringen.

Hamburgischer Correspondent:

In eigenartigem Stil geschrieben, fesselt das Werk, dass die Schwierigkeiten des bedeutenden Stoffes durch seine Darstellung bemeistert und ihn in eine spannende, atembeklemmende Handlung einwebt. Auch die deutsche Uebersetzung wird ihren Weg gehen.

Die Musen:

Der Roman hat in Frankreich in wenigen Monaten fünfzehn Auflagen erlebt. Da die Uebersetzung eine gute ist, so wünschen wir, dass dieses vorzügliche Buch auch bei uns diesen Erfolg zeitigt.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung:

Es lässt sich dem Stoff als solchem ein berechtigtes Interesse nicht absprechen, da er ein treffendes Konterfei eines modernen, geistig hochstehenden Engländers entwirft, in dem sich alle Strömungen seiner Zeit mischen und bekämpfen. Das Problem ist das zurzeit auch uns Deutsche so interessierende des Imperialismus, dass eine Fülle von geschichtsphilosophischen und ethischen Zweifelsfragen mit sich führt. Die rückhaltslose Unterordnung des einzelnen unter sein Volk nach dem englischen Grundsatz: „Recht oder Unrecht, es ist mein Vaterland“ ist gut geschildert und beansprucht um so mehr Beachtung, als sie ein wahrheitsgetreues Kulturbild des modernen Englands entwirft. Die Fragen der Zeit werden nicht etwa theoretisch diskutiert, sondern an den plastischen Begegnissen im Erleben eines bedeutenden Menschen uns vor Augen geführt. Wie letzterer mit ihnen fertig wird, wenigstens für sich selbst, das wird in einer Weise dargestellt, dass der Leser nach seinem eigenen Standpunkt glauben kann, eine Satire auf den Imperialismus vor sich zu haben oder aber eine Verherrlichung der mehr und mehr alle Länder Europas ergreifenden imperialistischen Strömung. Dingley ähnelt einem Rudyard Kipling. Wie er ist er ein berühmter Dichter, der das Prinzip seiner Rasse, die eigentümliche Verbindung von Tatkraft und Phantasie, in sich verkörpert. Er hält sein Volk zur Weltherrschaft bestimmt und schreitet als begeisterter Apostel der Nietzscheschen Herrenmoral mit einem ruhigen Lächeln über die Opfer, die die einzelnen für das hohe Ziel der Gemeinschaft bringen müssen. Diese, seinem natürlichen Hochmut enspringende Grausamkeit wird nohh verschärft durch seinen Künstleregoismus, der in allem eine willkommene Beute seiner Gestaltungskraft begrüsst. Der Roman spielt zur Zeit des Burenkrieges. Wir sehen den Dichter zuerst in London, und zwar zu einer Zeit, wo Schlag auf Schlag die Hiobsbotschaften vom Kampfschauplatz eintreffen. Die Zahl der Niederlagen und die Liste der Toten lassen ihn kalt, es ist ihm nur darum zu tun, die Verschiedenheit der Physiognomieen bei der Aufnahme der Trauerbotschaften zu studieren. Doch bald befriedigt ihn das nicht mehr, es treibt ihn hinaus zur Unglücksstätte, er will mit eigenen Augen die Greuel des Krieges schauen. Mit Weib und Kind zieht er hinüber und durchstreift in krankhafter Wissbegier die Velds Transvaals. Da ereilt ihn plötzlich die Nachricht von der Krankheit seines Sohnes. In fieberhafter Aufregung eilt er nach dem Kapland zurück, doch umsonst, der Sohn bezahlt die Wissbegier seines Vaters mit dem Leben. Der Schmerz um den Heimgegangenen, auf dessen Haupt er alle Zärtlichkeiten seines Herzens gehäuft hatte, erzeugt in ihm eine tiefe Abneigung gegen die Literatur, und fast scheint es, als wäre seine Phantasie verdorrt. Nach London zurückgekehrt, verfasst er einen Aufsatz über die britische Heeresorganisation, in dem er alle Schwächen rücksichtslos aufdeckt. Der Artikel erscheint, hundertundfünfzig Druckzeilen lang, doch diese genügen, um eine auf zwanzig Bänden aufgebaute Popularität, das Werk eines ganzen Lebens, zu zerstören. Die Missbilligung war eine allgemeine, Doch noch einmal rafft sich der berühmte Romancier auf, und, angeregt durch die Bilder eines Kinematographen, der Szenen von dem fernen Kriegsschauplatz zeigt, schreibt er eine Geschichte, die den grössten Erfolg der britannischen Welt erringt, denn nirgends hat ein Dichter mit mehr Stolz den Egoismus seines Vaterlandes verherrlicht.

Wiener Abendpost:

Der Reiz dieses interessanten Buches, das man eher eine Studie als einen Roman nennen kann, liegt in der psychologischen Darstellung einer absonderlichen Seele, die unendlich fein geführt ist.

Wiesbadener Tageblatt:

Wir empfehlen das Buch als ein hochbedeutsames Dokument unserer Zeit.

J. S. Preuss, Berlin SW. 19.



Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.